

Jahrbücher für Geschichte Osteuropas



Institut für Ost- und
Südosteuropaforschung

jgo.e-reviews 6 (2016), 1

Online-Rezensionssupplement

An online book review supplement

Im Auftrag des Instituts für Ost- und Südosteuropaforschung Regensburg herausgegeben von

On behalf of the Institut für Ost- und Südosteuropaforschung Regensburg edited by

**Martin Schulze Wessel (München) und
Dietmar Neutatz (Freiburg im Breisgau)**

**Veröffentlicht auf
Published on**



recensio.net

Rezensionsplattform für die europäische Geschichtswissenschaft

http://www.recensio.net/rezensionen/zeitschriften/jahrbucher-fur-geschichte-osteuropas/index_html

© Institut für Ost- und Südosteuropaforschung 2016

Redaktion / Editorial Office:

Redaktion der Jahrbücher für Geschichte Osteuropas
Leitung / Head of office: Dr.Hermann Beyer-Thoma
Institut für Ost- und Südosteuropaforschung Regensburg
Landshuter Straße 4
93047 Regensburg

E-Mail: Beyer-Thoma@ios-regensburg.de,
jahrbuecher@ios-regensburg.de
Internet: <http://www.jgo-online.de>
Telefon: +49 (0941) 943-5414 / 5417
Fax: +49 (0941) 943815414

Die digitalen Rezensionen von „Jahrbücher für Geschichte Osteuropas. jgo.e-reviews“ werden nach den gleichen strengen Regeln begutachtet und redigiert wie die Rezensionen, die in den Heften abgedruckt werden.

Digital book reviews published in Jahrbücher für Geschichte Osteuropas. jgo.e-reviews are submitted to the same quality control and copy-editing procedure as the reviews published in print.

Istorija i istoriki. Istoriofaričeskij vestnik. 2008. Otv. red. A. N. Sacharov. Moskva: Grif i K, 2010. 425 S. ISBN: 978-5-8125-1583-6.

Istorija i istoriki. Istoriofaričeskij vestnik. 2009–2010. Otv. red. A. N. Sacharov. Moskva: Nauka, 2012. 367 S. ISBN: 978-5-8055-0239-3.

Inhaltsverzeichnis:

<http://www.iriran.ru/?q=history2008>

<http://www.iriran.ru/?q=history2008>

Der 43. Jahrgang (2008) sowie der in einem Band zusammengefasste 44. und 45. Jahrgang (2009–2010) weisen einige Veränderungen in den – niemals völlig gleich gestalteten – Bänden auf. Sie betreffen das Redaktionskollegium, wobei die entscheidenden Positionen des Herausgebers und des verantwortlichen Sekretärs das Akademiemitglied A. N. Sacharov und L. A. Sidorova behalten haben. Im zweiten Band findet sich, was zu begrüßen ist, auch erstmals ein Verzeichnis der Autoren mit Angabe der Titel und Positionen. Schließlich ist bereits im Band 2008 jedem Beitrag ein äußerst knapper Hinweis auf dessen Inhalt – eigentlich nur eine Paraphrasierung der Überschrift – mit Schlüsselbegriffen vorangestellt; dass er nicht nur in Russisch, sondern auch in Englisch da steht, wird als Signal an die außerrussische Welt gemeint sein. Allerdings wird die außerrussische Forschung zur russischen Geschichte bis auf wenige Ausnahmen nach wie vor mit Nichtbeachtung bedacht.

Zum Band 2008: Der erste Teil ist dem „Jubiläum des Sieges im Großen Vaterländischen Krieg“ gewidmet. In ihrem Überblick zur sowjetischen Historiographie des ersten Nachkriegsjahrzehnts über den deutsch-sowjetischen Krieg setzt L. A. SIDOROVA sich mit der seinerzeit von Marschall K. E. Vorošilov vorgegebenen Periodisierung des Kriegsverlaufs auseinander; dabei weist sie auf die Diskussion hin, in der später vor allem die euphemistische Charakterisierung der ersten, überaus verlustreichen Phase (vom deutschen Angriff bis zur deutschen Niederlage in Stalingrad) als „aktive Verteidigung“ kritisiert wurde. Immerhin, so meint sie, sei als positives Ergebnis das viele Material zu bewerten, das die Historiker der Stalinzeit gesammelt hätten und das man später habe verwenden können. Die politisch-seelischen Wechselbäder, denen die russischen Emigranten im Vorfeld und während des Krieges ausgesetzt waren, zeichnet M. G. VANDAL'KOVSKAJA nach.

Der üblicherweise umfangreichste Teil sammelt unter dem Titel *Allgemeine Probleme der Ge-*

schichtswissenschaft Beiträge unterschiedlichster Thematik. M. I. ŽICH – *Zum Problem der sozial-politischen Struktur der galizischen und volynischen Lande in der vor-mongolischen Zeit* – arbeitet sich an der einschlägigen Monographie von P. S. Stefanovič ab, und zwar, was mir besonders interessant erscheint, mit einem kritischen Plädoyer für mehr methodisch-theoretische Vielfalt und Innovation in der Historiographie zur Vaterländischen Geschichte, insbesondere auch zur altrussischen Geschichte. Eine nachdenkliche, die russische Literatur erfassende, von Lomonosov bis Stolypin reichende Betrachtung widmet S. V. PRONKIN dem Verfassungsprojekt M. M. Speranskis von 1809 anlässlich dessen 200-jährigen Jubiläums. Inhaltlich geht es um den spannungsreichen Zusammenhang zwischen dem natürlich-spontanen Nationalgefühl und dem reflektierten Nationalbewusstsein, zwischen Religion und Nation sowie zwischen russischer volksbezogener Tradition und west-europäischen Einflüssen. Die Frage nach der nationalen Identität behandelt ebenfalls A. V. BUGANOV, und zwar in seinem Aufsatz zu deren Rolle in der russischen Gesellschaft des 19. und frühen 20. Jh. sowie in seiner – im Schlussteil des Bandes platzierten – Rezension zu V. V. Trepavlovs 2007 erschienenen Buch über den Zaren und die ihm untertanen Völker (15.–18. Jahrhundert). Dass die Schulpolitik in den letzten zweieinhalb Jahrzehnten des kaiserlichen Russland ausgesprochen aussichtsreich war, aber durch den Ersten Weltkrieg und die Oktoberrevolution um ihren Erfolg und von der sowjetischen Historiographie um ihre Bedeutung gebracht wurde, stellt I. V. ZUBKOV dar. Vom gleichen kritischen Tenor ist der Beitrag von L. G. PROTASOV über den Umgang mit den Wahlergebnissen zur Konstitutionellen Versammlung 1917 bestimmt. Mit dem Problem der Deportation sowjetischer Bürger unter Stalin und deren späterer Rehabilitation greift N. F. BUGAJ sein zentrales Thema erneut auf. Diesmal nimmt er die internationale Historiographie in den Blick, der er eine wesentliche Erweiterung der Kenntnisse von diesen Vorgängen zuschreibt. Die Probleme ethnisch-nationaler Gemeinschaften erörtert M. M. MAMAEV am Beispiel der Russlanddeutschen im Nordkaukasus; in seinem vergleichenden Ausblick ins Ausland geht er nicht nur beispielsweise auf den deutschen Umgang mit den Roma ein, sondern hebt auch die Bedeutung der Beziehungen zwischen Russland und Deutschland für sein Thema hervor.

Der dritte Teil des Bandes gilt russischen Historikern und ihren Werken. Zunächst verfolgt V. G. ANAN'EV die verschlungenen Wege zur wissen-

schaftlichen Edition der *Russländischen Geschichte* V. N. Tatiševs, die, während der dreißiger Jahre von A. N. Andreev im Hinblick auf den 250. Geburtstag des Verfassers am 29. April 1936 in Angriff genommen, dreißig Jahre später erschien – ein lehrreiches Stück sowjetischer Wissenschaftsgeschichte. Um das alte Thema Russland und der Westen geht es in dem Beitrag über Schlözer und Russland von V. A. KIREEVA sowie in V. JU. DOBROVOL'SKIJs Untersuchung zu Čadaevs weltgeschichtlicher Verortung Russlands in einer vom Christentum getragenen, unauflösbaren Verbindung mit dem Westen. Weitere Themen sind die antinormannistische Konzeption S. A. Gedeonovs, der 1878 mit 62 Jahren starb (D. G. DITJATKIN), die „historiosophischen“ Betrachtungen des Philosophen V. S. Solov'ev zum Schisma von 1054, das die Einheit der christlichen Kirche auflöste (I. V. LOBANOVA), sowie die organisatorische und wissenschaftliche Tätigkeit des jungen Ethnografen, Juristen und Historikers P. P. Čubinskij im Gerichtswesen in der Zeit der Großen Reformen (L. I. ZEMCOV). V. V. TICHONOV nimmt den 130. Geburtstag A. I. Jakovlevs (1878–1951) zum Anlass, diesen Schüler V. O. Ključevskijs und Vertreter der „Moskauer Schule“ einem größeren Leserkreis bekannt zu machen. Dazu dient auch die Publikation der Briefe, die sein Historikerkollege M. K. Ljubavskij 1934–1936 aus seinem Verbannungsort Ufa an ihn schrieb. Eine ausführliche Würdigung widmet M. B. ŠEJNFEL'D dem bekannten sowjetischen Historiker Michail Jakovlevič Gefter (1918–1995), einem maßgeblichen Autor der zehnbändigen *Weltgeschichte*.

Die Geschichtswissenschaft der russischen Emigration wird am Beispiel der Analysen zur sowjetischen Innen- und Wirtschaftspolitik vorgestellt, die der liberale Politiker und Historiker P. N. Miljukov in der Zeitschrift *Poslednie novosti* während der zwanziger Jahre veröffentlichte (M. O. GOLOVIN). Umfassende Forschungen zu Staat, Gesellschaft und Kirche Russlands zu fördern, hatte, wie O. V. BUDNICKIJ schildert, B. A. Bachmetev (1880–1980) seiner Stiftung zur Aufgabe gemacht, die er 1936 in den USA gründete. Er finanzierte Wissenschaftler, Institute, Zeitschriften und Projekte, sein Erbe von einer halben Million Dollar erhielt die Columbia University.

Den Abschluss dieses Bandes bildet eine Auseinandersetzung V. L. ČERNOPEROVs mit einem Buch, in dem der Autor A. V. Golubev mit vielfältigen Quellen und Methoden einen Eindruck von der Sicht der sowjetischen Bevölkerung auf die übrige Welt zu vermitteln versucht.

Zum Band 2009–2010: Die drei Aufsätze des ersten Teils gelten dem 300. Geburtstag des russischen Universalgelehrten Michail Vasil'evič Lomonosov. Eine aktuelle Würdigung findet man nicht, die hat man dem emigrierten, liberalen Miljukov mit seiner Rede vor der Sorbonne von 1935 überlassen, worin er die Reformkraft des bedeutenden Mannes betont. Die beiden anderen Beiträge schildern die Feier des 200. Geburtstages Lomonosovs in der Moskauer Universität (A. V. SIDOROV) im Jahre 1911 und Lomonosov als Historiker (V. V. FOMIN).

Auch wenn die Hälfte der sechs Beiträge zu den *Allgemeinen Problemen der Geschichtswissenschaft* den Blick auf das Ausland richtet, steht stets die russische Historiographie im Vordergrund. Das Interesse gilt dem Vergleich mit Russland – so in A. N. KOŽANOVSKIJs Aufsatz über die „nationale Frage“ in Spanien – oder dem Verhältnis zu Russland: Hier bilanziert O. V. BOLŠAKOVA ihre Analyse der „neuen Konzeption der Geschichte Russlands in der amerikanischen Historiographie“, diese sei nach dem Zerfall der Sowjetunion und dem Ende der ideologischen Gegnerschaft von ihrer „binären“ Betrachtungsweise – z.B. „Staat/Gesellschaft“ – abgekommen und zu differenzierteren Erkenntnissen gelangt; die weitere Entwicklung lasse sich aber noch nicht einschätzen. Weitestgehend aufgrund russischer Literatur geht JU. N. EMEL'JANOV den Vermutungen und Theorien über die Frage nach, ob und inwieweit „deutsches Gold“ den Bolschewiki zu ihrem revolutionären Erfolg verholfen habe. Zur historischen Selbstbetrachtung gehören die Aufsätze über die während des Zweiten Weltkriegs und danach im Lichte der Theorien N. I. Marrs entstandenen sowjetischen Arbeiten zur Ethnogenese der Slaven (M. JU. DOS-TAL'), über die ideologisch inspirierten Debatten um die historische Bewertung Peters des Großen (V. V. TICHONOV) sowie der aktuelle Bericht über die Neu-einschätzung der Kosaken in den Geschichtsbüchern für den höheren und akademischen Unterricht (N. F. BUGAJ).

Im Zentrum der Rubrik *Geschichtswissenschaft der russischen Emigration* steht wieder P. N. Miljukov. M. G. VANDAL'KOVSKAJA arbeitet seine nationale und europäische Gesinnung sowie seine Haltung gegenüber Russland heraus, die der T. G. Masaryks ähnlich war, und in einem teilbiographischen Überblick stellt M. O. GOLOVNJA ihn als Herausgeber der tonangebenden Zeitschrift *Poslednie Novosti* (1921–1940) vor. Der Rechtshistoriker S. JA. GAGEN hingegen erinnert an den Versuch des Kulturhistorikers Evgenij Vasil'evič Spektorskij (1875–1951), in seinem Buch *Christentum und Kultur* (Prag

1925) modernes Rechtsdenken vom Rechtsbewusstsein des „historischen Jesus“ her zu entwickeln.

In der Abteilung *Historiker und ihre Werke* geht es bei D. G. DITJATKIN um den vielseitigen Kulturpolitiker Stepan Aleksandrovič Gedeonov (1815 oder 1816–1878) und seine Befassung mit den Warägern und bei V. G. ANAN'EV um das theoretische und organisatorische Wirken des Leningrader Byzantinisten, Kulturtheoretikers und Museologen Fedor Ivanovič Šmit, der, 1933 inhaftiert, 1937 dem Stalinterror zum Opfer fiel.

Im Rezensionsteil diskutiert A. N. SACHAROV ausführlich das 2011 in Moskau herausgekommene Buch, in dem V. R. Medinskij die Mythen der UdSSR über den Zweiten Weltkrieg behandelt. Dabei kommt es ihm auf zwei Punkte an: auf das Verhältnis zwischen subjektiven „Wahrheiten“ und auf Fakten beruhender „Wahrheit“ sowie auf diesen Krieg als Kampf des gesamten Volkes, auch in seiner fortdauernden historischen Dimension. Darauf folgen Überlegungen A. JU. POLUNOVs zu einem Buch von M. D. Dolbilov über das spannungsreiche Verhältnis zwischen dem multiethnischen Imperium, nationalen Ansprüchen und religiöser Bindung am Bei-

spiel des litauischen und weißrussischen Nordwestens des Zarenreiches.

Ausführliche Würdigungen erfahren Pavel Nikolaevič Zyrjanov (1943–2007), der vor allem mit Arbeiten über Russland im 19. Jahrhundert und biographischen Porträts hervortrat (N. A. IVANOVA), und der abchasische Historiker Zurab Vianorovič Ančabadze (1920–1984) mit seinen Forschungen zur kaukasischen Geschichte (A. Ė. KUPRAVA).

Kommentierte Quellenpublikationen zu russischen Stimmen, die sich Anfang des 20. Jahrhunderts zu Menschen- und Freiheitsrechten öffentlich äußerten, sowie zu der Debatte über die Rolle der Zeitschrift *Voprosy istorii* nach dem XX. Parteikongress der KPdSU und zu Beginn des „Tauwetters“ schließen den Doppelband ab.

Fasst man diese vollständige Übersicht zusammen, so stehen hinter den sachlichen Themen zentrale Problemfelder wie Reform, Nation, Religion, Freiheit im Fokus des Blicks in den Spiegel, mit dem russische Historiker Kenntnisse über ihre Vergangenheit und Positionen dazu zu gewinnen suchen.

Hans Hecker, Düsseldorf/Köln

JANET M. HARTLEY: *Siberia. A History of the People*. New Haven, London: Yale University Press, 2014. XX, 289 S., 26 Abb., 11 Ktn. ISBN: 978-0-300-16794-8.

Wie lässt sich eine Geschichte Sibiriens schreiben, die anders ist als bisherige Darstellungen? Janet Hartley gibt auf diese Frage eine klare Antwort: Ihre Monographie sei der Versuch, die Schicksale jener Menschen ins Zentrum zu rücken, die in Sibirien gelebt, geliebt und gelitten hätten. Auf lediglich 250 Seiten entfaltet die Autorin in 16 ebenso kurzen und wie gut lesbaren Kapiteln ein komplexes Panorama sibirischer Zustände im Verlaufe von fünf Jahrhunderten. Das Buch ist chronologisch aufgebaut und wie in vielen anderen Darstellungen beginnt die Geschichte Sibiriens auch hier im 16. Jahrhundert, als die russische Expansion nach Osten ihren Anfang nahm. In den ersten, eher systematisch angelegten Abschnitten diskutiert Hartley unter anderem naturräumliche Gegebenheiten, untersucht die unterschiedlichen Lebenswelten von Siedlern in Dörfern und Städten und thematisiert Sibirien als Verbannungsort und Zufluchtsraum für religiöse Minderheiten wie Altgläubige und Sektierer. Dabei wird deutlich, welche engen Grenzen dem russischen Herrschaftsanspruch in weiten Teilen der Region im

17. und 18. Jahrhundert gesetzt waren.

Geschickt versteht es die Autorin, in ihrer Erzählung immer wieder drei wesentliche Grundspannungen zu thematisieren, die ihrer Ansicht nach konstitutiv für das Verständnis der Geschichte Sibiriens sind: Erstens das Verhältnis Sibiriens zu Russland, zweitens die nicht zuletzt daraus resultierende Ambivalenz zwischen „freien“ und „unfreien“ Einwohnern Sibiriens und schließlich drittens die multiethnische Bevölkerungszusammensetzung. Janet Hartley lässt keinen Zweifel daran aufkommen, dass die Geschichte Sibiriens nur als Teil der russischen Geschichte zu begreifen sei. Sibirien war nicht das exotische „Andere“, sondern sei stets genuiner Teil des Imperiums gewesen. Daher weist sie immer wieder darauf hin, dass sich in Sibirien alles so ähnlich verhielt wie im Rest des Landes, nur seien die Verhältnisse hier oftmals extremer gewesen. Das gelte etwa für das harsche Klima, für Kommunikationsprobleme zwischen Zentrum und Peripherie, aber auch für die allgegenwärtigen Trunkenheit der männlichen Bevölkerung. Zugleich konstatiert sie zahlreiche Kontinuitäten in der Haltung der imperialen bzw. sowjetischen Herrschern gegenüber Sibirien, wenn es etwa um die Ausbeutung natürlicher Ressourcen oder die Nutzung weiter Teile der Region als „Müllzone“ ging. Sibirien wurde zu einem Ort der Ver-

bannung und der Isolation. Doch galt das Land hinter dem Ural auch als Hort der Freiheit, wo Bauern und Siedler scheinbar ungehindert ihre Äcker bestellen konnten. Hartley zeigt, wie sich fernab der Machtzentren in St. Petersburg und Moskau scheinbar eindeutige Zuschreibungen wie „frei“ und „unfrei“ verschieben konnten und Raum für jene spezifische Form der „gefühlten“ Freiheit in Sibirien schufen, die es anderswo in Russland so nicht gab. Die indigene Bevölkerung hatte freilich kaum die Möglichkeit, in den Genuss jener sibirischen Freiheit zu kommen. Für Jakuten, Burjaten und andere Völker Sibiriens bedeutete die Integration ins russische Imperium auf lange Sicht das Ende ihrer Eigenständigkeit. Die Autorin schildert diesen Prozess gleichwohl nicht nur als eindimensionalen Akt kolonialer Unterwerfung, sondern diskutiert – soweit es im Rahmen einer Überblicksmonographie überhaupt möglich ist – Chancen und Möglichkeiten der Indigenen unter sich verändernden Bedingungen.

Man merkt dem Buch an, dass Hartley Spezialistin für die russische Geschichte vor den Großen Reformen ist. Während es ihr in den Kapiteln über die Zeit bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts gelingt, ein plastisches Bild von Land und Leuten zu zeichnen, sind die Abschnitte zum ausgehenden Zarenreich und zur Sowjetunion weniger gut gelungen. Hier ge-

rät die Darstellung zunehmend zu einer Aufzählung von Ereignissen, die vielfach unverbunden nebeneinander stehen. Insbesondere die Kapitel zur sowjetischen Geschichte können nicht überzeugen, denn Hartley konzentriert sich vor allem auf die Aspekte Chaos, Gewalt und Terror. Doch in ihrem Narrativ bricht die Gewalt von außen über die Menschen herein, ohne dass klar würde, weshalb das so war und welche Ziele sich mit dieser Gewalt verbanden. Weil das offen bleibt, versteht man auch nicht, wie nach Stalins Tod aus diesem „Alptraum“ eine Gesellschaft „neuer sowjetischer Menschen“ entstehen konnte, die im vorletzten Kapitel des Buches thematisiert wird.

Insgesamt betrachtet, liegt mit *Siberia. A History of the People* eine überzeugende Einführung in die Geschichte Sibiriens vor, die nicht nur alle wesentlichen Aspekte des Themas anspricht, sondern noch dazu gut lesbar ist. Dennoch wird Janet Hartley ihrem Anspruch nicht durchgehend gerecht, eine Geschichte der Menschen in Sibirien zu schreiben. Zwar illustriert sie ihre Erzählung immer wieder mit biographischen Details ganz unterschiedlicher Personen, doch gelingt es nur selten, aus der Addition individueller Perspektiven und persönlicher Schicksale einen analytischen Mehrwert zu erzeugen.

Robert Kindler, Berlin

PAUL ROBERT MAGOCSI: Carpatho-Rusyn Studies. An Annotated Bibliography. Vol. 5: 2005–2009. New York: East European Monographs (distrib. by Columbia University Press), 2012. XVI, 256 S., 2 Ktn. = East European Monographs, 795. ISBN: 978-0-88033-702-1.

Gegenstand dieser Rezension ist der fünfte und letzte Band (S. VIII–IX) der *Carpatho-Rusyn Studies. An Annotated Bibliography*, die erstmals 1988 erschienen und allesamt von Paul Robert Magocsi herausgegeben wurden. In seiner knapp vierzigjährigen (und nicht unumstrittener) Tätigkeit auf diesem Forschungsfeld trat und tritt Magocsi dafür ein, die „Carpatho Rusyns“, also die ostslawische Bevölkerung Transkarpatiens in der heutigen Westukraine, als eigenständige Nation zu begreifen, was durchaus zu hinterfragen ist. Es verwundert daher nicht, dass Magocsi im Vorwort die Bände dieser bibliographischen Reihe explizit als „national bibliographies“ (S. VII) bezeichnet.

Der Aufbau des fünften Bandes orientiert sich erneut an den vorherigen. Dem Leser begegnen zunächst zwei Karten, die das Hauptsiedlungsgebiet

der „Carpatho-Rusyns“ ausweisen, nämlich den nördlichen Karpatenbogen im heutigen Polen, in der Slowakei, der Ukraine und in Rumänien sowie in der Vojvodina (S. VI). Im darauf folgenden Vorwort des Herausgebers findet sich eine kurze Einführung in das, was als „Carpatho Rusyn Studies“ verstanden wird, nämlich eine Disziplinen übergreifende wissenschaftliche Auseinandersetzung mit „all aspects of Carpatho-Rusyn culture in the European homeland as well as in other parts of Europe and North America“ (S. VII). Erfasst wurden Materialien, die zwischen 2004 und 2009 erschienen und „new information“ beinhalten, wobei auf Zeitungsartikel, Rezensionen sowie literarische Werke und digitale Neupublikationen bereits erschienener Texte verzichtet wurde (S. VII). Auch der Aufbau der eigentlichen Bibliographie entspricht dem der älteren Bände, nämlich in der Form eines Nachtrags zum jeweiligen Vorgängerband, in diesem Fall also zum Berichtszeitraum von 2000 bis 2004. Der Kern dieser Bibliographie ist die umfangreiche Auflistung solcher Werke, die zwischen den Jahren 2005 und 2009 erschienen sind und sich in verschiedensten Disziplinen mit dem befassen, was von Magocsi und seinen

Zuarbeitern (die allesamt namentlich genannt werden, S. VIII) unter „Carpatho-Rusyn Studies“ subsumiert wird. Jahr für Jahr werden alphabetisch nach dem Familiennamen der Autoren die erfassten Werke aufgelistet und mit unterschiedlich ausführlichen Annotationen kommentiert. Diese Vorgehensweise mag zwar übersichtlich sein, jedoch ermöglicht sie es dem Leser nicht, zielgerichtet zu suchen. Wer sich beispielsweise für literatur- oder geschichtswissenschaftliche Werke interessiert, wird genauso den gesamten Band durchsehen müssen wie derjenige, der nach geographischen oder ethnographischen Einträgen sucht. Nützlich ist daher die überblicksartige

Einführung zu den inhaltlichen Schwerpunkten der erfassten Publikationen, die dem Vorwort nachgestellt ist (S. XI–XVI). Somit ist auch der fünfte Band eine Fundgrube für Interessierte aller Disziplinen, da Magocsi und seine Zuarbeiter erneut die erfreulich hohe Anzahl von 811 Titeln (S. VIII) in 14 Sprachen (S. 218) einarbeiten, die einem möglicherweise sonst nie begegnet wären. Im Anhang wird zudem eine numerische Erschließung der Titel nach Sprachen, Disziplinen und Erscheinungsorten (S. 218–211) sowie ein umfangreicher Index geliefert (S. 222–256).

Sebastian Paul, Marburg/Lahn

Bunte Flecken in Weißrussland. Erinnerungsorte zwischen polnisch-litauischer Union und russisch-sowjetischem Imperium. Hrsg. von Thomas M. Bohn / Rayk Einax / Julian Mühlbauer. Wiesbaden: Harrassowitz, 2013. 231 S. = Historische Belarus-Studien, 1. ISBN: 978-3-447-10067-0.

Inhaltsverzeichnis:

<http://d-nb.info/1043917403/04>

In der deutschen Öffentlichkeit gilt die Republik Belarus als „letzte Diktatur Europas“. Zugleich ist sie aber auch ein „weißer Fleck auf der politischen Landkarte“. Diesen Fleck mit Farbe zu füllen, ist das Ziel der neuen Reihe *Historische Belarus-Studien*. Die Herausgeber Thomas M. Bohn, Rayk Einax und Julian Mühlbauer geben dem Leser in der Einleitung einen kurzen Einblick in die Region. Aufgrund von zahlreichen kulturellen Einflüssen und unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen ist die Suche nach einer weißrussischen Identität sehr komplex. Belarus unterstand im Laufe der Jahre verschiedenen Machthabern, die alle ihre Spuren hinterlassen haben. Genannt werden vor allem das Moskauer Reich, die Adelsrepublik Polen-Litauen, die Zweite Polnische Republik und die Sowjetunion. Eine eigenständige Entwicklung Weißrusslands ist – abgesehen vielleicht von den zwanziger Jahren – erst seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion zu verzeichnen. Die Suche nach einer eigenen Identität fängt schon bei der Eigenbezeichnung an: Sagen wir „Belorussland“ oder „Weißrussland“? Den Autoren zufolge ist „belarussisch“ ein Bekenntnis zu Sprache und Kultur, während „belorussisch“ dem sowjetischen Erbe entspricht. Die folgenden Untersuchungen gehen allerdings sowohl auf historische Gebiete wie Polesien als auch auf einzelne Bevölkerungsgruppen wie die

„Hiesigen“ (*tutejšyja*) oder die jüdische Bevölkerung ein.

Zunächst behandelt HERNANDEZ SAHNOVIČ in seinem Beitrag die Epoche des Großfürstentums Litauen, also die westlichen und nordwestlichen Teile der heutigen Republik Belarus. Diese Epoche soll als Legitimation für die Kontinuität weißrussischer Staatlichkeit dienen. Zum einen betrachtet der Autor die sprachliche Diversität, zum anderen die vorherrschende religiöse und kulturelle Vielfalt. Er behandelt dabei den Zeitraum vom 14. bis zum 17. Jahrhundert, d.h. die Zeit der Reformation und der Adelsrepublik Polen-Litauen. Hauptthema ist das friedliche Zusammenleben aller Konfessionen in einem katholischen Staat als idyllisches Gegenbild zum Moskauer Reich und zum damaligen Westeuropa.

Fast in dieselbe Zeit des 15. bis 18. Jahrhunderts fällt die Blüte der Shtetl (*mjastečki*). Die „typischen städtischen Siedlungen einer Holzbauzivilisation“ in Belarus gibt es heute zwar nicht mehr. Sie werden von der offiziellen weißrussischen Geschichtspolitik auch kaum beachtet. Dennoch könnten sie laut ZACHAR ŠYBEKA durch ihre große Akkumulation kultureller Wertgegenstände – vor allem in der Blütezeit der Renaissance im 16. Jahrhundert – noch heute eine bedeutende Rolle für den Tourismus spielen. Die Hochphase dieses ‚Paradieses‘ ging jedoch im 19. und 20. Jahrhundert endgültig zu Ende. Diesen Niedergang analysiert der Autor unter Berücksichtigung sieben kultureller Katastrophen jener Epoche.

Ein weiterer Erinnerungsort und eine große Touristenattraktion ist die *Belovežskaja Pušča*, der „litauische Urwald“. Dieser wird durch die heutige polnisch-weißrussische Staatsgrenze geteilt und bildet für beide Nationen eine Schnittstelle ihrer Geschichte. Der Beitrag von THOMAS M. BOHN darüber wurde geschrieben, bevor das komplette Gebiet im Juni

2014 zum Welterbe der UNESCO erklärt wurde. Diese Region ist einerseits durch den Wisent, den „Imperator des Waldes“ bekannt und andererseits wegen der „Hiesigen“ (*tutejšyja*), die sich bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges in erster Linie durch ein starkes Regionalbewusstsein ohne ethnische und nationale Zugehörigkeit auszeichneten.

Diese Entstehungsgeschichte führt zu zwei Beiträgen über die *Weißrussische Staatsuniversität* (BGU) und die *Europäische Humanistische Universität* (EHU), verfasst von JOHANNES WIGGERING und FELIX ACKERMANN. Während die Weißrussische Staatsuniversität seit Mitte der dreißiger Jahre als Kernelement bei der Bildung staatsstreuer Schichten fungiert, ist die Europäische Humanistische Universität das passende Gegenbeispiel. Gegründet wurde die BGU 1929, in der Zeit der Neuen Ökonomischen Politik. Sie überschneidet sich dabei mit der „goldenen Zeit“ der Belarussifizierung, die bis 1929 andauerte. In dieser Epoche gehörten nur wenige der Professoren und Dozenten der Kommunistischen Partei an. Der „Klassenstatus“ spielte eine nicht besonders große Rolle, und in die Bildungsprogramme der Agrar-, Medizin- und gesellschaftswissenschaftlichen Fakultäten stellten Pragmatismus, Improvisation und Supranationalität in den Vordergrund. Die EHU verfügt in mancher Hinsicht über eine ähnliche Tradition. Sie wurde 1992 als ein philosophisches Projekt des Rektors Anatolij Michajlov in Konkurrenz zu den sowjetischen Hochschulen gegründet, zog jedoch 2004 ins Exil nach Litauen um. Der Beitrag spiegelt den schwierigen Existenzkampf, die durchlaufenen Veränderungen und den heutigen Konkurrenzkampf mit der belarussischen Staatsideologie wider.

Auch die Agrarverhältnisse in der „goldenen Zeit“ finden Erwähnung. DIMITRI ROMANOWSKI erläutert ausführlich, wie die weißrussische Intelligenzija versuchte, die Erfahrungen anderer Länder – vor allem Dänemarks – zur Entwicklung der eigenen Region zu übernehmen. Ausgehend von einer ressourcenarmen Lage, sollte die Wirtschaft vor allem mit Kartoffelanbau, Fleisch-, Milch- und Holzverarbeitungsindustrie in Schwung gebracht werden. Während der Neuen Ökonomischen Politik wurde das Konzept der Standorttheorie gut umgesetzt und erwies sich aus wirtschaftlicher Sicht als Erfolg. Die forcierte Industrialisierung und die gewaltsame Kollektivierung setzte jedoch sowohl diesen Versuchen als auch der Neuen Ökonomischen Politik insgesamt ein Ende, da diese dem Konzept der Kommandowirtschaft im Weg standen.

Der Zweite Weltkrieg stellte eine weitere Zäsur

dar, durch die die konventionellen dörflichen Netzwerke endgültig verschwanden. Die traumatischen Erlebnisse der ansässigen Bevölkerung sind ein zentraler Erinnerungsfaktor der weißrussischen Gesellschaft. Ein exemplarisches Beispiel, die Deportation von Ozariči 1944, stellen CHRISTOPH RASS und ALIAKSANDR DALHOUSKI vor. Hierbei kamen über 40.000 Menschen ums Leben. Die beiden Autoren präsentieren zunächst die allgemeinen Gegebenheiten der deutschen Herrschaft in Weißrussland. So führte der Rückzug der deutschen Truppen zur Politik der verbrannten Erde und zur Beseitigung der „überflüssigen Esser“, also zu Massenmorden. An diesem Beispiel erklären die Autoren die typische Arbeitsteilung der Täter. Schließlich befassen sie sich mit der zeitgenössischen Rezeption dieser Ereignisse. Rass und Dalhouski erläutern ihre These, nach der die Massendeportationen in erster Linie durch den offiziellen Mythos der „Partisanenrepublik“ überschattet werden.

Von den Partisanenmeistererzählungen handelt der Beitrag von EKATERINA KEDING. Sie bietet einen historiographischen Abriss des Mythos an, untersucht die Schulbücher und analysiert die Dauerausstellungen belarussischer Museen. Ihrer Meinung nach gehört der Partisanenmythos zum Gründungsmythos der belarussischen Nation, da er vom Staat zum Kernelement der Erinnerung an die traumatischen Erfahrungen im Zweiten Weltkrieg gemacht wurde. Dabei wurde nicht nur die Unterstützung durch die „ganze Bevölkerung“ behauptet, sondern zudem die Partisanenbewegung als „Zweite Front“ deklariert. Zweck dieser Darstellung war die Erfüllung von Integrations- und Legitimationsfunktionen in der Nachkriegszeit. Keding folgert aus dieser Analyse, dass bis heute der Partisanenmythos nicht kritisch hinterfragt wurde. Wichtige Aspekte wie der Widerstand gegen die Sowjetmacht oder die ambivalenten Beziehungen zur Zivilbevölkerung seien offiziell unausgesprochen geblieben. Auch die Rolle des Partisanen Petr Mašeraŭ – Erster Sekretär der Kommunistischen Partei Belorusslands von 1965 bis 1980 – sei ungeklärt. In diesem Zusammenhang erklärt JULIAN MÜHLBAUER im anschließenden Beitrag, dass die gegenwärtigen Erinnerungen und Legenden immer noch mit Attributen wie Menschlichkeit und Taktgefühl verbunden sind. Dies erklärt ihm zufolge, warum die Regierungszeit von Mašeraŭ oft als „goldene Zeit“ empfunden wird. Vor allem ökonomische Erfolge und wenig Korruptionsanfälligkeit prägten diesen Zeitabschnitt, was in auffälligem Gegensatz zu der aktuellen Lage steht.

Anhand des Einzelschicksals der Elena M. unter-

sucht ELIZAVETA SLEPOVITCH schließlich antisemitische Strömungen vom Spätstalinismus bis zur Perestroika. Die alltagsgeschichtliche Darstellung umfasst Kapitel wie Arbeit, Religion, Nachbarschaft bis hin zur Emigration. Der Autorin zufolge wurde das Leben der Juden in der Sowjetunion ständig von einem unterschweligen Antisemitismus begleitet. Dies betraf sowohl die Arbeit als auch das alltägliche Leben, obwohl die Freundschaft der Völker der Sowjetunion zur Staatsdoktrin erhoben war. Hier knüpft auch der Beitrag von MICHELLE KLÖCKNER über die Freundschaftszüge zwischen der BSSR und der DDR an. In erster Linie seien sie Propagandamittel gewesen, die eine friedliche Koexistenz hervorheben sollten. Kontrollierte Programme sollten nur in vorbildlichen Betrieben durchgeführt werden, um einen detaillierteren Blick hinter die Kulissen zu vermeiden. Auch der Beitrag von ANNEGRET JACOBS beschreibt historische Aspekte der weißrussischen Gesellschaft. Sie befasst sich mit dem Dorfleben von orthodoxen Geistlichen, ihrer Rolle, ihrer Selbstdarstellung und ihren Zielen. Dabei geht die Autorin der Frage nach, ob „orthodox“ eine zentrale Bedingung für „Belarussisch-Sein“ sei und wie religiös die Belarussen selbst seien. In der Folge fällt der Blick wiederum auf heutige Instrumentalisierungen durch den Staat. VOLHA BARTASH betrachtet das Zusammenleben von Roma und Einheimischen, sowohl in historischer als auch gegenwärtiger Perspektive. Er versucht dabei, die eigene Identität der Roma in Wechselwirkung mit der nicht-nomadischen Bevölkerung herzustellen. Die Zäsur der Sowjetzeit spielt hierbei eine wichtige Rolle, da sie dem Empfinden der Roma nach dem nomadischen Leben ein Ende setzte. Ein weiterer kulturgeschichtlicher Essay präsentiert die legendäre Handballmannschaft SKA-Minsk, von ihren Anfängen bis in die Zeit nach 1991. Der Autor ALEXANDER FRIEDMAN stellt die These auf, dass eine Analyse der Entwicklungen der BSSR der achtziger Jahre unvollständig sei, wenn das Phänomen der SKA-Minsk außer Acht gelassen werde. Ihm zufolge haben die Siege der Mannschaft der weißrussischen Gesellschaft

geholfen, die Katastrophe von Tschernobyl besser zu verarbeiten. Auch die schwere Zeit der Hyperinflation nach 1991 wird von RAYK EINAX in seinem wirtschaftsgeschichtlichen Kurzbeitrag über den belorussischen Rubel, den „*zajčik*“, behandelt. Dem Autor zufolge ist die Schwäche des Rubels als ein Ausdruck für die Schwäche des Staates anzusehen, wodurch er eine Verbindung zur nationalen Identität herstellt.

Im Beitrag von IRYNA KASHTALIAN werden die Zeitzeugenerinnerungen auf ihre Objektivität hin analysiert. Die Autorin versucht, die methodischen Probleme der Oral-History bei der Auswertung aufgezeichneter Aussagen darzustellen mit dem Ziel, sie wissenschaftlich nutzbar zu machen. Sie konzentriert sich dabei vor allem auf die politischen Einstellungen der Menschen.

Indessen ist jedoch auch die Ausübung des Journalistenberufes kein leichtes Unterfangen in Weißrussland. Der Autor STEFAN JAROLIMEK erläutert in seinem Beitrag zunächst den theoretischen Hintergrund für die Analyse journalistischer Tätigkeit, und wendet diesen dann auf das postsozialistische Regime in Weißrussland an. Ihm zufolge sind unabhängige Journalisten ständigem staatlichen Druck und staatlicher Kontrolle ausgesetzt. Ähnliches gelte auch für Künstler, Schauspieler und Musiker, die in einem Beitrag von KONRAD HIERASIMOWICZ Erwähnung finden.

Der vorliegende Sammelband behandelt ein breites Spektrum von Themen. Der zeitliche Schwerpunkt liegt dabei auf dem 20. Jahrhundert. Besonders hervorzuheben ist die umfassende Darstellung der weißrussischen Erinnerungskultur und ihren Methoden der Verarbeitung der Vergangenheit, sowohl mit Analysen zur Sowjetzeit als auch mittels begründeter Parallelen zur Gegenwart. Dadurch bietet dieser Sammelband einen guten Überblick zu Themen, die die Erinnerungslandschaft Weißrusslands prägen. Der Auftakt der Reihe *Historische Belarus-Studien* ist insofern gelungen und wird wohl mit der Veröffentlichung von Dissertationen fortgesetzt.

Vasily Melnikov, Ufa, Russland

Umweltgeschichte(n). Ostmitteleuropa von der Industrialisierung bis zum Postsozialismus. Vorträge der Tagung des Collegium Carolinum in Bad Wiessee vom 4. bis 7. November 2010. Hrsg. von Horst Förster / Julia Herzberg / Martin Zückert. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2013. VI, 345 S., Abb., Tab., Graph. = Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum, 33. ISBN: 978-3-525-37303-3.

Inhaltsverzeichnis:

<http://d-nb.info/1033429872/04>

Die Umweltgeschichte als eine der neueren wissenschaftlichen Richtungen stellt heute eine heterogene Forschungslandschaft dar, in der einerseits aktive konzeptionelle Diskussionen und Institutionalisierungsprozesse stattfinden, und andererseits feste Abgrenzungen gegenüber anderen Feldern der Historiographie sowie eine unumstrittene Terminologie und ein ‚justiertes‘ methodologisches Instrumentarium fehlen. Das vorhandene *work-in-progress* wird im vorliegenden Tagungsband veranschaulicht, der auf einer Diskussion über die Möglichkeiten und Grenzen des Versuchs basiert, Osteuropa als eine besondere umwelthistorische Region zu konstruieren. Der Band umfasst folgende Themenblöcke: *Infrastrukturen und Umwelt, Landschaftswandel, Landschaftswahrnehmung, die Folgen von Kollektivierung und Agrarmodernisierung* sowie *Naturschutz und Umweltbewegung*.

JULIA HERZBERG schlägt in ihrem einleitenden Artikel *Ostmitteleuropa im Blick. Umweltgeschichte zwischen Global- und Regionalgeschichte* vor, auf die verbreitete mechanistische Übertragung der Konzeptionen politischer Geschichte auf die Umweltdimension zu verzichten, was auch in der Umweltgeschichte die Länder des Realsozialismus als Opfer eines fremden repressiven Regime erscheinen lässt. Die Autorin betont die Ähnlichkeiten im Umgang mit den Naturressourcen in den Ländern des sozialistischen Lagers und in den westlichen Ländern, sie besteht dabei mit Recht auf neuen Fragestellungen, auf einer Distanzierung von der staatlichen und anthropozentrischen Perspektive und sie plädiert auch für größere Aufmerksamkeit für die regionale Dimension.

Den institutionellen Themenabschnitt eröffnet der Artikel von MARTIN ZÜCKERT *Infrastrukturen und Umwelt in Ostmitteleuropa – Überlegungen zu einem wenig beachteten Forschungsfeld*, in dem der Autor auf das übermäßige Interesse der Forschung für technische Großprojekte hinweist und versucht, die Aufmerksamkeit auf die alltäglichen Infrastrukturen zu

lenken, was eine Rekonstruktion der Interaktion zwischen Mensch und Natur in der damaligen Epoche ermöglichen soll. An den Beispielen Polens und der Tschechoslowakei wird gezeigt, dass die Bevölkerung den Infrastrukturaufbau, der als Element staatlicher Herrschaft genutzt wurde, nicht immer passiv wahrgenommen hat: ziemlich oft hat sie von oben verordneten Innovationen entweder abgelehnt oder umgedeutet. ARNOŠT ŠTANZEL stützt sich in seinem Artikel *Staudambauten in den slowakischen Karpaten 1948–1975. Mit Wasserkraft zum „Neuen Menschen“* auf eine relativ enge Quellenbasis (hauptsächlich Material der Periodika) und kommt zu dem erwartbaren Schluss, dass das Bild von der beherrschten Natur staatlich instrumentalisiert wurde und Machtpositionen stärken sollten, und dass und dass die der Umwandlung der Natur folgenden zunehmenden Umweltprobleme systematisch verschwiegen wurde.

Der nächste Themenblock umfasst drei Fallstudien. IVAN BIČÍK und LUCIE KUPKOVÁ (*Long-Term Land-Use Changes: Case Study Czechia 1845–2000*) untermauern auf der Grundlage von Katasterplänen in Tschechien die in der Historiographie verbreitete These von der Abhängigkeit der Landschaftstransformationen von den Wellen der Modernisierungsprozesse: Das langfristige Wachstum der Agrarflächen in Tschechien endete am Ausgang des 19. Jahrhunderts; danach setzte ein konstanter Rückgang zugunsten von Wald- und urbanen Flächen ein. HORST FÖRSTER (*Raumbewertung und Kulturlandschaftswandel. Das Beispiel Nordböhmen*) fragt nach langfristigen Trends und Diskontinuitäten in der Entwicklung einer Kulturlandschaft, deren Spezifik durch die Konzentration von Braunkohleabbau geprägt war. Die eifrige Suche nach dem Einfluss politischer, wirtschaftlicher und sozialer Faktoren auf den Zustand der Umwelt lenkt den Autor eher in Richtung klassischer sozioökonomischer Geschichte, wobei die Analyse die umwelthistorische Spezifik verliert. Diese Bemerkung kann gleichermaßen für den Text von EVA CHODĚJOVSKÁ *Landschaftsveränderungen des Prager Stadtrands während des Sozialismus und in post-sozialistischer Zeit* gelten, der eine eher architekturhistorische Studie darstellt. Die reichlich neue Fakten liefernde Beschreibung des Suburbanisationsphänomens am Beispiel der Peripherie von Prag in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und am Anfang des 21. Jahrhunderts lässt eine Vielzahl von Fragen offen, die mit den Interpretationen der Wahl der beschriebenen Erschließungsstrategien sowie mit dem Einfluss des „Siedlungsbreis“ auf das Verhältnis zwischen Mensch und Umwelt u. a. zusammenhängen.

Der dritte Themenabschnitt hat eher eine kultur-

historische Ausrichtung und ist dem Problem der Wirkung von Stereotypen und kulturellen Konzepten auf die Interaktionen im Dreieck Mensch – Kultur – Natur gewidmet. Der Beitrag von DORA DREXLER *The Meanings of Landscape. A Comparison of the Cultural History of Landscape in England, France, Germany and Hungary* zielt auf den Vergleich von Landschaftskonzepten in Großbritannien, Frankreich, Deutschland und Ungarn im 17.–19. Jahrhundert. Die Autorin stellt überzeugend die „Zeitverschiebungen“ bei der Entstehung bestimmter Landschaftskonzepte in verschiedenen Ländern, einen entscheidenden Einfluss des Kulturtransfers sowie nationale Besonderheiten bei der Interpretation dieser oder jener Modelle fest. Der Artikel von EVA-MARIA STOLBERG *Oder und Weichsel – Umwelt und Fremdsein als Konstrukt deutsch-polnischer Nationsnarrativa* ist reich an interessanten kulturhistorischen Überlegungen, die die Instrumentalisierung der Naturphänomene in der imperialistischen, ethnischen, nationalen und sozialistischen Ideologie charakterisieren. Die Autorin zeigt, wie Flüsse in „Grenzen“ umgewandelt wurden, die „eigene“ und „fremde“ ethnischen Regionen markierten und zu literarischen Figuren wurden, welche in die panslawistischen Konzeptionen oder die „Germanisierungspläne“ für die östlichen Territorien integriert wurden. Der Text von ERZSÉBET MAGYAR *Urban Environment of Vienna, Budapest and Prague in the Nineteenth Century. Public Parks in the Urban Structure and Their Perception: Similarities and Differences. A Comparative Overview* beschäftigt sich mit den öffentlichen Parks in drei europäischen Hauptstädten, mit ihrer Bestimmung und ihren Funktionen, mit den sozialen Konzepten von Publikum und Eigentum wie auch mit dem Einfluss der Parks auf die Entwicklung des städtischen Raums und auf die Bildung der Nationalidee. Dabei bleiben außerhalb des Forschungsrahmens die Themen, die unmittelbar mit der Naturkomponente der öffentlichen Parks verbunden sind, zum Beispiel Art und Herkunft von Kulturpflanzen sowie die Methoden der Organisation der ‚Kommunikation‘ des Menschen mit der Natur in einem Stadtpark oder die Integration von Elementen der Fauna in den Parkraum.

Der Artikel von NICHOLAS ORSILLO *The Socioeconomic Factors Behind Agricultural Land Drainage's Environmental Impact in Communist-Era Czechia* analysiert im Detail Meliorationspläne für die landwirtschaftlichen Flächen in der Tschechoslowakei während des Staatssozialismus und die Ursachen des Misserfolges, Produktivität mittels Melioration zu steigern. Trotz des allgemein aufschlussreichen Inhalts lässt sich an

der Zugehörigkeit dieses Artikels zur Umweltgeschichte zweifeln. Es geht eher um klassische Wirtschafts- und Sozialgeschichte, die sich in einem ‚ökologischen‘ Sujet widerspiegelt. MICHAEL HEINZ beschäftigt sich in seinem Artikel *Die Konzentration und Spezialisierung des Agrarwesens in der DDR sowie ihre Auswirkungen auf Land und Umwelt* mit dem Einfluss der konzentrierten ostdeutschen Agrarproduktion auf die Umwelt. Die Widersprüche ostdeutscher landwirtschaftlicher Programme äußerten sich, seiner Meinung nach, in einem inkonsequenten Übergang von der Konzentration zur Dekonzentration, von der Zusammenlegung zur Dezentralisierung unter den Bedingungen eines chronischen finanziellen Mangels. Die Verlierer der Agrarmodernisierung blieben die Frauen (ebenso wie in der BRD und Frankreich) wie auch die Umwelt, die unter der Bodenerosion, der Transformation von Flora und Fauna und den Verschmutzungen natürlicher und anorganischer Herkunft zu leiden hatte.

Den Beitrag von FRANK UEKOETTER *Environmentalism, Eastern European Style. Some Exploratory Remarks* könnte man als richtungweisend für den weiteren Themenblock bezeichnen: Der Autor stellt nicht nur die Frage nach dem Ausarbeitungsniveau der umwelthistorischen Terminologie, sondern er spricht auch deutlich das Problem der Spezifik der Umweltpolitik in Osteuropa an. Diese zeichnete sich aus seiner Sicht durch die Bürokratisierung von Prozessen, durch marginale Aufmerksamkeit im allgemeinen politischen Leben und durch Diskrepanzen zwischen dem Deklarierten und den realen Errungenschaften aus. Jedoch betont Uekoetter die Existenz des Umweltschutzes auch jenseits des Eisernen Vorhangs. Dessen Spezifik gehöre zu den Schlüsselfragen für das Verständnis der Umweltgeschichte dieser Region. Die übrigen Autoren dieses Themenabschnitts geben keine eindeutige Antwort auf diese Frage. MARTIN PELC rekonstruiert in seinem Artikel die ökologische Vorgeschichte der sozialistischen Tschechoslowakei am Beispiel der touristischen Verbände der Zwischenkriegszeit („*Das landschaftlich Gegebene, das Bestehende erhalten, es nur verschönern ...*“ *Das touristische Projekt und die Landschaft in den böhmischen Ländern vor 1945*). Der Autor interpretiert die massenhafte Begeisterung für den Landschaftstourismus als einen selbstregulativen Mechanismus der sich industrialisierenden Gesellschaft. Die Konkurrenz der Verbände um das Recht, touristische Objekte zu schaffen, in denen das Umweltmotiv als Instrument der Kritik am Konkurrenten verwendet wurde, brachte dabei auch den internationalen tschechisch-deutschen Konflikt zum Ausdruck. JANA PIŇOSOVA

(*Die Naturschutzbewegung in der Tschechoslowakei 1918–1938*) betrachtet die Umweltschutzbewegung in der Tschechoslowakei unter dem traditionellen Blickwinkel der Politik- und Sozialgeschichte. Die Autorin beschreibt die fortschreitende Politisierung solcher Bewegungen, die gleichzeitig mit der Entstehung und Entwicklung der ersten Republik in der Tschechoslowakei erfolgte, sowie ihre Institutionalisierung in den wissenschaftlichen Kreisen. Trotz explosiver Entwicklung und internationaler Kontakte kam keine rechtliche Gestaltung der Bewegung in der Tschechoslowakei zustande. Viele Projekte wurden nicht realisiert, und die Idee des Schutzes der Geschichts- und Naturdenkmäler blieb im Grunde genommen ein Terrain für das Bildungsbürgertum. BIANCA HOENIG interpretiert in ihrem Forschungsprojekt „*Durch den Menschen für den Menschen schützen*“. *Naturschutz und Tourismus im Tatra-Nationalpark nach 1949 in transförgeschichtlicher Perspektive* am Beispiel der Tatra die Widersprüche sozialistischer Ansätze des Naturdenkmalschutzes als eine Dilemma zwischen dem Schönen und dem Nützlichen. Sozialistische Spezifik tschechoslowakischer Politik hinsichtlich der Tatra bestand aus der Sicht der Autorin in einem Versuch die Idee amerikanischer Nationalparks mit sowjetischem Umgang mit der Natur und regional-historischen Entwicklungstendenzen zu vereinbaren. Demzufolge entstand eine Konzeption des ‚sanften Tourismus‘, in dessen Rahmen ein Idealbild des bewussten Touristen, der selbst aktiv am Naturschutz teilnimmt, geschaffen wurde; allerdings ist es nie Realität geworden. Der Artikel von HERMANN BEHRENS *Die Umweltbewegung in der DDR. Begriffsbestimmung und Versuch einer umwelthistorischen Einordnung* beschäftigt sich mit der Suche nach den Wurzeln der Umweltbewegung in der DDR und mit der Analyse ihrer Tätigkeit in zwei Hauptformen: offiziell legitimierte lokalen und regionalen Gruppen der Naturfreunde sowie den späteren Bürgerinitiativen, die die

Folgen der zweiten Phase der industriellen Revolution kritisch reflektierten. Der Schluss, zu dem der Autor kommt, ist nicht überraschend: Solange es um praktische Maßnahmen des Naturschutzes ging, duldete der Staat die unabhängigen Gruppen und kooperierte sogar mit ihnen. Die wachsende Politisierung kirchlicher Umweltkreise in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre dagegen sowie die Diskussionen über Fehler und Perspektiven haben keine adäquaten Ausdrucksmöglichkeit gefunden und ihre Entwicklung wurde durch die rasche Wiedervereinigung unterbrochen.

Die breite Vielfalt moderner Forschungsproblematik in der Umweltgeschichte und der Charakter eines Tagungsbandes erklärt die freie Wahl der Themenabschnitte sowie die Diskrepanz zwischen der Konzeption, die sich auf die Feststellung des Gemeinsamen und Besonderen in westlicher und osteuropäischer Umweltgeschichte orientiert, und dem Inhalt einzelner Beiträge. Obwohl die meisten Autoren die Gemeinsamkeit der Prinzipien der Interaktionen zwischen Mensch und Natur auf der Alltagsebene in den meisten Regionen Europas sowie eine gewisse Unabhängigkeit moderner Konzeptionen der Naturbeherrschung von der Ideologie betonen, bildeten diese Schlussfolgerungen keine Leitlinien des ganzen Sammelbandes. Die Umweltkooperation zwischen den Staaten im sozialistischen Lager bleibt jenseits der Analyse. Fragen der industriellen Umweltverschmutzung sind nicht klar artikuliert, und die Umweltlobbyisten werden als ein nicht differenzierbarer Monolith betrachtet. Andererseits kann die ‚Lücke‘ zwischen der konzeptuellen Einstellung der Autoren des Sammelbandes und seinem Inhalt als eine Einladung an die Leser gesehen werden, selbst nachzudenken, und an die Kollegen, weiter zu forschen.

Oksana Nagornaja, Čeljabinsk
/ Olga Nikonova, Čeljabinsk

MARTA GRZECHNIK: Regional Histories and Historical Regions. The Concept of the Baltic Sea Region in Polish and Swedish Historiographies. Frankfurt a.M., Berlin, Bern [usw.]: Lang, 2012. 185 S., Abb. = Geschichte – Erinnerung – Politik. Posener Studien zur Geschichts-, Kultur- und Politikwissenschaft, 3. ISBN: 978-3-631-63172-0.

Im Mittelpunkt der Studie steht die Ostsee als historischer Raum. Die Verfasserin konzentriert sich hierbei auf einen zweifachen Vergleich historiographi-

scher Ostseekonzepte – einen räumlichen und einen zeitlichen. Kontrastiert werden hierbei die verschiedenen polnischen und schwedischen Ostseewahrnehmungen durch die Geschichtswissenschaft. Als Untersuchungszeiträume hat Grzechnik die Zwischenkriegszeit 1918–1939 und die Zeit nach 1989, d. h. die Periode nach dem Ende des Kalten Krieges und der damit verbundenen Systemumbrüche im östlichen Mittel- bzw. Osteuropa, gewählt.

Die Verfasserin sieht die Abhandlung in der Tradition der von Reinhart Koselleck entwickelten begriffs- und sozialgeschichtlichen Ansätze, wonach

die Analyse von Konzepten, ihrer Bedeutung und Veränderung Aufschluss über historische Prozesse geben kann. Die vorliegende Arbeit sei somit als „a study of concepts“ bzw. als „a history of concepts in the Baltic sea region“ (S. 9) zu verstehen. Um eine möglichst vollständige Antwort auf die Fragestellung zu geben, untersucht Grzechnik die polnischen und schwedischen Konzepte zur Ostseeregion in den jeweiligen Untersuchungszeiträumen auf ihre Synchronie bzw. Diachronie hin. Das Ziel ihrer Arbeit fasst die Verfasserin demnach wie folgt zusammen: „The study must include both the ways in which the concept of the Baltic Sea region and related concepts [...] have developed over time, and how they have related to each other and to contemporary events and ideas.“ (S. 11)

Nach dieser knapp gehaltenen Fragestellung und einem etwas genaueren Überblick zum Forschungsstand in der Einleitung versucht Grzechnik in den folgenden fünf Kapiteln, für die aufgeworfene Problemstellung eine Antworten zu finden. Im ersten Kapitel *The Struggle for Pomerania: Poland in the interwar period* skizziert die Verfasserin das Streben der Zweiten Polnischen Republik (poln. *II. Rzeczpospolita*) nach einem festen Zugang zum Meer und nach der Behauptung des ihr zugesprochenen „Korridors“ samt der knapp 74 km langen Ostseeküste rund um Gdingen, das in den Jahren 1918–1939 von einem unbedeutenden Küstenort zur wichtigsten polnischen Hafenstadt der Zwischenkriegsjahre ausgebaut wurde. Grzechnik geht hierbei auf die bis ins 19. Jahrhundert zurückreichenden Ostseekonzepte polnischer Intellektueller ein, wie etwa das „Intermarium/Międzymorze“-Konzept, das eine Kontinuität der polnischen „Ostsee-Zugehörigkeit“ bis in die Jagiellonenzeit suggerieren sollte und insbesondere vom polnischen Außenminister Józef Beck bemüht wurde. Die polnischen Ostseekonzepte, die die Ambitionen des wieder unabhängigen Staates nach Errichtung und Etablierung einer Seemacht unterstreichen sollten, standen dabei im krassen Gegensatz zu zeitgleich entwickelten und von einem – dem Geiste der Zeit geschuldeten – starken Nationalismus geprägten deutschen Konzepten zur Ostseeregion, wie etwa dem eines „Germanischen Meeres“ von Erich Maschke. Institute wie das *Instytut Bałtycki* („Ostsee-Institut“) oder der *Związek Obrony Kresów Zachodnich* („Vereinigung zur Verteidigung der westlichen Grenzgebiete“) wie auch einschlägige Publikationen von Geschichtswissenschaftlern und Politikern dienten der Legitimierung der in Versailles gezogenen West- und Nordgrenzen der Zweiten Polnischen Republik und galten besonders nach der

Machtergreifung Hitlers als Antwort auf den als größte Bedrohung für den jungen polnischen Staat angesehenen deutschen Revanchismus.

Im zweiten Kapitel geht Grzechnik auf die schwedischen Ostseekonzepte der Zwischenkriegszeit ein. Ohne ein aktiver Akteur des Ersten Weltkrieges gewesen zu sein, hatte der Ausgang des Krieges wie auch die völlige Neuordnung der politischen Kräfte- und territorialen Verhältnisse im nordöstlichen und östlichen Mitteleuropa große Auswirkung auf Schweden. Die neu entstandenen Staaten südlich und östlich des skandinavischen Staates wurden von den schwedischen Intellektuellen als Pufferstaaten gegenüber dem geschwächten Russland angesehen. Grzechnik zeigt, dass die Neuzeichnung der politischen Landkarte Europas auch großen Einfluss auf die schwedische Geschichtswissenschaft hatte. Hier sei vor allem die Uppsala-Schule hervorzuheben, die im Geiste der Historiker Erik Gustaf Geijer (1783–1847) und Harald Hjärne (1848–1922) das historiographische Konzept des *dominium Maris Baltici* mit zahlreichen Publikationen bediente. In Erinnerung an die *Stormaktstiden*, die schwedische Regionalmachtstellung unter den Wasa-Königen während des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts, bemühten die Historiographen der Zwischenkriegszeit oft das Bild des *mare nostrum*. Finnland wie auch die baltischen Staaten erschienen hierbei als wichtige Vorposten gegen eine als genuin nicht-europäisch verstandene Sowjetunion; die Ostsee galt ebenfalls als eine wichtige Trennlinie gegenüber der kommunistischen Bedrohung. Hierzu zählte auch das in der schwedischen Historiographie der Zwischenkriegsjahre so populäre Konzept des *Nordens*, d.h. einer Union aller protestantischen Länder des Nordens zur Verteidigung und Durchsetzung der gemeinsamen Interessen.

In den Kapiteln 3 und 4 kontrastiert Grzechnik die polnischen und schwedischen Ostseekonzepte nach 1989. Die Verfasserin unterstreicht hierbei vor allem den Wechsel innerhalb der polnischen und schwedischen Ostseebilder, weg von einer in der Zwischenkriegszeit vom starken Nationalismus geprägten länderbezogenen hin zu einer die Europäizität und das Zwischenstaatliche unterstreichenden Perspektive. In Polen ist dies zuvorderst das bereits in den späten siebziger Jahren von Czesław Wojewódka entwickelte und insbesondere nach 1989 immens ausgearbeitete Konzept der *Europa Bałtycka* („Ostsee-Europa“), das mit seinen ausgeprägten integrativen Merkmalen einer der ideellen Legitimationswerkzeuge der polnischen Eliten bei der Westintegration der Dritten Polnischen Republik in den

späten neunziger Jahren und zu Beginn des 21. Jahrhunderts war (NATO- und EU-Beitritt). Die politischen Umbrüche in Osteuropa nach 1989 hatten auch auf das schwedische Geschichtsbild großen Einfluss, und wie im Falle Polens wurden nun verstärkt die verbindenden Merkmale der Ostsee als supranationaler Raum von wirtschaftlichen und politischen Interaktionen in der Geschichte hervorgehoben.

Grzechnik ist es mit ihrer relativ kurzen Abhandlung durchaus gelungen, einen konzisen Ein- wie

Überblick zu den verschiedenen historiographischen Konzepten der polnischen und schwedischen Geschichtsforschungen zur Ostseeregion zu geben. Das Buch erscheint allerdings mehr als ein etwas längerer Aufsatz; die eingangs aufgeworfenen Fragen werden nur sehr knapp beantwortet. Auch wenn es sich also hier um eine Pionierarbeit handelt, so dient sie doch nur als Einstieg bzw. eine grobe Skizze und Animation zu weiteren komparatistischen Studien zur Ostseeregion als historischem Raum.

Paul Srodecki, Gießen

Italien – Mitteldeutschland – Polen. Geschichte und Kultur im europäischen Kontext vom 10. bis zum 18. Jahrhundert. Hrsg. von Wolfgang Huschner / Enno Bünz / Christian Lübke in Verbindung mit Sebastian Kolditz. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2013, 879 S., Abb., Ktn. = Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, 42. ISBN: 978-3-86583-639-7.

Inhaltsverzeichnis:

<http://d-nb.info/1026938600/04>

Der vorliegende Sammelband ist das Ergebnis einer im Oktober 2008 von den Lehrstühlen für mittelalterliche Geschichte und für sächsische Landesgeschichte der Universität Leipzig wie auch vom Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) veranstalteten gleichnamigen Tagung. In deren Fokus stand die interdisziplinäre Erforschung der Beziehungen, Verflechtungen und Wechselwirkungen zwischen Italien, Mitteldeutschland und Polen über die Epochengrenzen hinweg. Auch wenn die geographische Auswahl ein wenig fremd anmutet und sich die Verbindungen und Gemeinsamkeiten der drei geographisch-politischen Einheiten nicht auf den ersten Blick erschließen, so haben alle drei Räume im Verlauf des Mittelalters und der Frühen Neuzeit doch rege kulturelle, politische und nicht zuletzt wirtschaftliche Kontakte gepflegt.

Das Sammelwerk gliedert sich in sechs Teile. Im ersten Abschnitt *Im Zeichen der Heiligen Adalbert von Prag und Brun von Querfurt: frühe kirchliche und politische Beziehungen zwischen Polen, Italien und Mitteldeutschland* finden sich fünf Beiträge zu den für das 10. und 11. Jahrhundert entscheidenden Akteuren des kulturellen Austausches zwischen den hier behandelten Räumen. Im Zentrum der Aufsätze von VERA VON FALKENHAUSEN (*Adalbert von Prag und das griechische Mönchtum in Italien*), LESZEK PAWEŁ SŁUPECKI (*St*

Adalbert (Wojciech) of Prague in Poland), WOLFGANG HUSCHNER (*Ravenna, Magdeburg, Kiev, Konstantinopel, Rom. Die Gründung des Erzbistums Magdeburg (967/968) im europäischen Kontext*) und JERZY STRZELCZYK (*Gnesen – Magdeburg – Bamberg – Rom. Frühe Kirchenbeziehungen zwischen Polen, dem mitteldeutschen Raum und Italien*) stehen die Kirche bzw. Mönchsmissionare als maßgebliche Kulturträger und Urheber der trans- und supraregionalen Verflechtung. CHRISTIAN LÜBKE bietet in seinem Beitrag *Zwischen Krakau und Rom. Die Kiever Fürsten Izjaslav und Jaropolk in Mitteldeutschland* ein Beispiel für die politische Mittlerrolle von weltlichen Akteuren an der Schwelle vom frühen zum hohen Mittelalter und verweist zugleich auf die Bedeutung Mitteldeutschlands als wichtiges Bindeglied zwischen der romanischen und der slawischen Welt.

Der zweite Teil des Sammelbandes (*Herrschaft und Recht: Horizonte und Wirkungen*) fragt nach den weltlichen Unterstützern ottonischer Politik in Italien (NICOLANGELO D'ACUNTO: *Die weltlichen Kooperationspartner und Stützen der Ottonen im regnum Italicum*), der erinnerungskulturellen Aufarbeitung des „Chiavenna-Kniefalls“ (JOHANNES FRIED: *Erinnern und Verdrängen. Friedrich Barbarossa, Heinrich der Löwe und eine verlorene Schlacht*), dem Verhältnis zwischen dem Römisch-Kanonischen und dem Sächsischen Recht (HEINER LÜCK: *Sächsisches Recht contra Römisch-kanonisches Recht. Ein Sonderweg der Rezeption der fremden Rechte?*) und der Integration des Letzteren in universitäre Kontexte im späten Mittelalter (MAREK WEJWODA: *Jus commune und Gemeines Sachsenrecht. Sächsische Juristen zwischen Italienstudium und mitteldeutscher Rechtspraxis. Aus der juristischen Tätigkeit des Leipziger Ordinarius Dietrich von Bocksdorf (ca. 1410–1466)*).

Im dritten Abschnitt stehen sodann die kirchlichen und kulturellen Fernbeziehungen im Mittelalter im Fokus. Von den insgesamt sechs in diesem Teil zusammengefassten Beiträgen widmen sich vier (CORD MECKSEPER: *Die antiken Spolien im Magdebur-*

ger Dom und die Magdeburger Grabungsfunde, BABETTE LUDOWICI: *Der „Palast Ottos des Großen“ in Magdeburg. Ein Konstrukt transdisziplinärer Forschung zur ottonischen Baukunst*, ARNE EFFENBERGER: *Via Italia. Byzantinische Kunstwerke und Reliquien in Mitteldeutschland*, OLAF B. RADER: *Alter Stein für neue Särge. Zur Materialität ottonischer und staufischer Kaisergräber* einer baugeschichtlich-kunsthistorischen Aufarbeitung der Verflechtung zwischen Italien, Mitteldeutschland und Polen im Mittelalter. GIULIA BARONE (*Il contributo dei frati di lingua tedesca al primo sviluppo di Francescani e Domenicani*) untersucht indessen die deutschen Elemente bei der Ausformung einer geistlich-kulturellen Identität bei den frühen Franziskanern und Dominikanern, während STEFAN TEBRUCK (*Die sizilianischen Klöster S. Maria in Valle Josaphat in Messina und S. Maria Latina in Agira und ihr sächsischer Fernbesitz*) das Wirken der europaweit agierenden monastischen Verbände am Beispiel zweier sizilianischer Klöster und ihres sächsischen Fernbesitzes nachzeichnet.

Vier Aufsätze stellen im nächsten Abschnitt die Kirche und Memoria an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit in den Mittelpunkt, wobei zwei von ihnen sich der sepulchralen Gedächtnis- und Erinnerungskultur am Beispiel der königlichen Wawelgruft in Krakau und der Fürstengruft im sächsischen Freiberg widmen (MAREK WALCZAK: *The Gothic Tombs of the Kings of Poland in the Wawel Cathedral*, HEINRICH MAGIRIUS: *Die Freiburger „Fürstengruft“ und ihr europäischer Geltungsanspruch*). Sowohl ENNO BÜNZ (*Die römische Kurie und Sachsen im späten Mittelalter. Mit einer Zusammenstellung der Benefizien des Bistums Meißen in den päpstlichen Registern 1417–1471*) als auch ALEXANDER KOLLER (*Die römischen Nuntien und die Protestanten im Reich um 1600*) thematisieren die nicht immer einfachen Beziehungen zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Reich bzw. dem mitteldeutschen Raum als der Pionierregion der Reformation im ausgehenden Mittelalter und zu Beginn der Frühen Neuzeit.

Den Kristallisationspunkten höfischer Kulturbeziehungen in der Frühen Neuzeit widmen sich sodann fünf Aufsätze im fünften Teil des Sammelwerkes. Am Beispiel der Wettiner zeichnet KATRIN KELLER hier die seit dem ausgehenden Mittelalter und während der ganzen Frühen Neuzeit sich großer Beliebtheit erfreuenden Kavaliertouren junger Adelliger nach, deren Ziel neben Frankreich allem voran Italien war (*Die italienische Reise. Pilgerfahrt, Kavaliertour, Bildungsreise*). Wie wichtig die Apenninenhalbinsel für die kulturelle Entwicklung des mitteldeutschen Raumes und hier insbesondere für das wettinische Sachsen in der Frühen Neuzeit war, zeigen

auch die nächsten vier Beiträge. Den frühneuzeitlichen Anfängen von „Kulturaustausch“ bzw. „Kulturimport“ geht BARBARA MARX am Beispiel Dresdens nach (*Die Anfänge der „Italianisierung“ Dresdens um die Mitte des 16. Jahrhunderts*). Den Höhepunkt dieser Entwicklung stellte sicherlich der sogenannte Dresdner Barock des augustinischen Zeitalters dar. Auf die baugeschichtlichen Aspekte des italienisch-sächsisch-polnischen Kulturtransfers in dieser Zeit weisen die Aufsätze von COSTANZA CARAFFA (*Regeln und Geschmack. Paris gegen Rom in einem sächsischen Pamphlet von 1741 zur Dresdner Katholischen Hofkirche*) und TOMASZ TORBUS (*Zwischen lokaler Tradition und dem wettinischen Bauamt. Bedeutung der italienischen Architekten in Polen-Litauen zur Zeit der Union mit Sachsen (1697–1763)*) hin. PANJA MÜCKE geht dagegen auf die Musik als frühneuzeitliches Exportgut Italiens am Beispiel zweier musikalischer, nördlich der Alpen wirkender Komponisten ein (*Musik als Vermittler genealogischen Denkens. Antonio Lottis „Teofane“ (Dresden 1719) und Pietro Torris „Adelaide“ (München 1722)*).

Der Musik als Kulturvermittler widmen sich auch zwei Beiträge in dem abschließenden Abschnitt des Sammelbandes (*Kleine Leute, große Strukturen, longue durée*). HELMUT LOOS thematisiert die unterschiedlich zu gewichtenden Einflüsse italienischer Musik auf die Kirchen- und Orgelmusik von Heinrich Schütz, Johann Sebastian Bach, Georg Friedrich Händel oder Georg Philipp Telemann (*Evangelische Kirchenmusik zwischen Heinrich Schütz und Johann Sebastian Bach. Mitteldeutschland und die „Weltherrschaft“ der italienischen Musik*). MARKUS ENGELHARDT wiederum fragt umgekehrt nach der musikgeschichtlichen Bedeutung Mitteldeutschlands für Italien und begibt sich auf eine Spurensuche vornehmlich im 18. und 19. Jahrhundert (*Auf den Spuren Johann Sebastian Bachs in Italien im 18. und 19. Jahrhundert*). Einer detektivistischen Arbeit gleicht auch der Beitrag von ARNOLD ESCH (*Mitteldeutsche Schicksale aus römischen Archiven*), der die Präsenz mitteldeutscher Einzelschicksale in römischen Quellen vom Spätmittelalter bis in die Moderne nachzeichnet. An eine differenzierte Bewertung des Wirkens und Einflusses italienischer Humanisten, Künstler, Architekten, Ingenieure, Handwerker und Gelehrter auf das frühneuzeitliche Polen wagt sich WOJCIECH TYGIELSKI in seinem Essay *The Italian presence in early modern Poland. Its cultural and civilizational consequences*. Welche Bedeutung das Messewesen für die mittel-, ostmittel-, ost- und südosteuropäischen Regionen in der vorindustriellen Zeit hatte, schildert MARKUS A. DENZEL in seinem Beitrag *Das europäische Messeystem und die Bedeutung von „Grenzmärkten“. Die Bozner und Leipziger Messen als*

Fallbeispiele. Dabei weist Denzel auf die Diskrepanz zwischen dem westeuropäisch-mediterranen Raum, wo das Messewesen in der Frühen Neuzeit bereits eine veraltete Form des Güterausbaus darstellte, und Mittel- und Osteuropa, wo die „Messen bis weit in das 19. Jahrhundert hinein als (relativ) ‚moderne‘ Institutionen gelten“ (S. 777) konnten, hin.

Der Publikation gelingt es, ein breites Panorama von Aspekten zu den supranationalen Kulturverflechtungen wie auch zum epochenübergreifenden Kulturtransfer zwischen dem 10. und 18. Jahrhundert aufzuzeigen. Die thematisch und methodisch recht unterschiedlichen Aufsätze ermöglichen dem Leser eine Vielfalt an erkenntnisreichen Zugängen und neuen Blickwinkeln auf die mannigfaltigen Beziehungen, Kontakte, Wechselwirkungen und kultu-

rellen Verzahnungen dreier europäischer Teilregionen. Doch nicht alle Beiträge des Sammelbandes überzeugen in gleichem Maße. Das liegt mit Sicherheit daran, dass den thematisch teils sehr breit angelegten, teils sehr eng gefassten Beiträgen nur zum Teil ein rundes oder gar vollständiges Bild der italienisch-mitteldeutsch-polnischen Kulturverflechtung vom Mittelalter bis zum Ende der Frühen Neuzeit gelingt. Insgesamt ist die sehr umfangreiche Publikation jedoch in vielfacher Hinsicht als ein Gewinn für eine epochenübergreifende und transwie supraregionale Geschichtsforschung anzusehen, bietet sie doch zahlreiche interessante Perspektiven und ebnet den Weg für künftige komparatistische und interdisziplinäre Untersuchungen.

Paul Srodecki, Fernwald

Autonomie – Hoffnungsschimmer oder Illusion? Europäische Autonomien in Geschichte und Gegenwart. Ein Seminar zum 200. Jubiläum der Autonomie Finnlands. Beiträge von Teilnehmern des 8. Snellman-Seminars, 4.10.–7.10.2009, Tagungsstätte Krapu/Tuusula. Hrsg. von Robert Schweitzer / Uta-Maria Liertz. Helsinki: Aue-Stiftung, 2013. 235 S., Abb. = Veröffentlichungen der Aue-Stiftung, 28. ISBN: 978-952-68042-0-0.

Inhaltsverzeichnis:

<http://d-nb.info/1045761087/04>

Vor dem Hintergrund der Entwicklungen auf der Krim und in den östlichen Regionen der Ukraine in der jüngsten Vergangenheit ist das Thema des vorliegenden Sammelbandes – Autonomie im Spannungsfeld zwischen Eigenstaatlichkeit und Eingliederung in größere Staatsgebilde – ausgesprochen aktuell. Hervorgegangen ist das Buch aus einer Tagung aus Anlass des 200. Jahrestages der finnischen Autonomie im Jahre 2009, wie aus dem Vorwort hervorgeht. Der Geschichte der finnischen Autonomie im russischen Zarenreich ist so auch der zweite Abschnitt mit vier Beiträgen gewidmet. In chronologischer Reihenfolge widmen sich die Autoren hier den Anfängen des finnischen Großfürstentums im Zarenreich im 19. Jahrhundert, der wechselreichen Zeit in der zweiten Jahrhunderthälfte, der Autonomievorstellung des bedeutenden finnischen Staatsmanns und Philosophen Johan Vilhelm Snellman zum Ende des 19. Jahrhunderts und der Zeit der Einschränkung der Autonomie bis zur Unabhängigkeit Finnlands 1917. Beim Vergleich der suppressiven Politik

der russischen Zaren im Polen des 19. Jahrhundert mit den dagegen fast paradiesisch anmutenden Autonomierechten in Finnland zur gleichen Zeit macht M. THOMSEN im ersten Beitrag des dritten Abschnitts *Autonomien vor 1917: Feigenblatt, Konsolidierungsmittel oder Sprengsatz* deutlich, wie komplex die Frage der Autonomiegewährung oder des Autonomieentzugs durch politisch übergeordnete Staatsgebilde ist. Auch die weiteren beiden Beiträge dieses Kapitels, in denen die verwaltungstechnischen und politischen Selbstbestimmungsmöglichkeiten der Teilgebiete im österreichisch-ungarischen Kaiserreich und die Situation in der Balkanregion zur Zeit der ottomanischen Vorherrschaft dargestellt werden, stellen die finnische Entwicklung seit den napoleonischen Kriegen erfolgreich in einen gesamteuropäischen Bezugsrahmen.

Dass der Beitrag von J. VON UNGERN-STERNBERG, der sich mit der Autonomie der baltischen Regionen im russischen Reich befasst, allein das erste Unterkapitel *Vorbilder und Erfahrungen* nach dem Vorwort und der allgemeinen, aus zwei Beiträgen bestehenden Einleitung ausfüllt, erscheint zwar auf den ersten Blick unverständlich, hätte diese Untersuchung doch auch gut in das 3. Kapitel über *Autonomien vor 1917* gepasst. Die deutungskritische Analyse speziell der nachträglichen Bewertung von Friedensverträgen und Autonomiezusicherungen rechtfertigt jedoch das eigene Kapitel. So weist Ungern-Sternberg überzeugend nach, dass beispielsweise die Zusicherungen und Kapitulationen Zar Peters des Großen gegenüber dem estländischen Adel von 1709/1710 im Nordischen Krieg zahlreiche Parallelen zu ähnlichen Friedensverträgen und Aushandlungen in anderen Teilen Europas in der frühen Neuzeit

haben und nicht etwa, wie oft in Nationalhistoriographien behauptet wird, auf der reinen Großzügigkeit des Zaren beruhen. Diese überlieferungskritische Analyse stellt den vorangegangenen ersten Beitrag der *Einleitung*, eine allgemeine *Typologie moderner Formen politischer Autonomie* von T. BENEDIKTER in einen unverzichtbaren historischen Zusammenhang. Eine Konkretisierung und historische Einordnung der theoretischen Kategorien von Autonomie unternimmt auch SCHWEITZER im zweiten Beitrag der *Einleitung*, in der er die Situation deutscher Minderheiten im schwedischen und im russischen Großreich seit dem Mittelalter vergleicht.

In den letzten drei Abschnitten des Buches nähern sich die Beitragenden immer mehr der europäischen Gegenwart an: *Kontraste* bietet im ersten Beitrag einen Überblick über die föderative Struktur der Schweiz, die den einzelnen Kantonen gleichwertig weitgehende Gestaltungsmöglichkeiten zugesteht. K. NÄF behandelt den sogenannten „Austromarxismus“, der zu Beginn des 20. Jahrhunderts mittels politischer Personalautonomie den verschiedenen Minderheiten des auseinanderstrebenden k.u.k.-Staates Rechnung tragen sollte. P. KAUPPALA schließlich zeigt in einem ausführlichen historischen Überblick über die wechselvolle Geschichte Ostkareliens, der heutigen Karelischen Republik im Verband der Russischen Föderation, für die Zeit von 1920 bis 2013, wie abhängig die Entwicklung jeglicher Autonomie und Selbstbestimmung kleinerer nationaler Einheiten von welt- und staatspolitischem Kalkül und der Willkür der Großmächte (in diesem Fall vor allem der Sowjetunion bzw. der Russischen Föderation) ist.

Dass auch vormals diskriminierte Nationen im Umgang mit ihren eigenen Minderheiten sehr unterschiedliche Wege gehen, die staats- und völkerrechtlich nicht immer tragfähig sind, wird in den Beiträgen des 5. Abschnitts *Autonomielösungen für Probleme der Zwischenkriegszeit. Minderheit und Siegerstaat, Titular-*

nation und Kulturautonomie, Autonomie statt Abtrennung deutlich. In diesem Abschnitt steht die europäische Situation der Zwischenkriegszeit im Baltikum (M. GARLEFF), in der Republik Polen (R. KACZMAREK) und die Situation der Ålandinseln (M. ACKRÉN) im Fokus.

Die letzten vier Beiträge behandeln im 6. Abschnitt die Autonomierechte der deutschsprachigen Bevölkerung in Südtirol, in Belgien und in Nordschleswig seit dem Zweiten Weltkrieg und die unlösbaren Widersprüche in den Verhandlungen über die Situation von Serben und Bosniern im Kosovo zu Beginn des neuen Jahrtausends.

Eine Reihe der Beiträge in der zweiten Hälfte des Buches, die die Fragilität und das Konfliktpotential von Autonomievereinbarungen in der Gegenwart behandeln, sind sehr kurz gehaltene Übersichtsberichte ohne Fußnoten oder ausführliche Belege. Diese Variationsbreite der Textgattungen bei den versammelten Aufsätzen unterstreicht anschaulich die Bedeutung der Autonomieproblematik für die verschiedensten Bereiche von den Geschichtswissenschaften über die politische Theorie zu rechtswissenschaftlichen und soziologischen Fragestellungen. Jedem der Beiträge folgen eine kurze englischsprachige Zusammenfassung und einige Informationen über den Autor.

Sehr ärgerlich allerdings ist die ausgesprochen schlampige redaktionelle Betreuung der so facettenreichen und interessanten Texte. An vielen Stellen hatte die Rezensentin den Eindruck, sie hielte eine Sammlung von Manuskripten im Stadium vor der Endredaktion in Händen: fast alle Beiträge strotzen von typographischen und grammatischen Fehlern, falschen Trennzeichen und falsch gesetzten Umbrüchen, die ebenso wie ein ungünstiger Seitenschnitt und eine Typengröße, die beinahe nur mit der Lupe zu erfassen ist, die Lesbarkeit erheblich erschweren.

Thekla Musäus, Greifswald

Asiatic Russia. Imperial power in regional and international contexts. Edited by Uyama Tomohiko. Abingdon, New York: Routledge, 2012. XV, 296 S. = New Horizons in Islamic Studies (Second Series). ISBN: 978-0-415-61537-2.

Inhaltsverzeichnis:

http://bvbr.bib-bvb.de:8991/exlibris/aleph/a21_1/apache_media/MTKB6EX9N2XDRXT6DHLKTN A94UNLNB.pdf

Der Sammelband vereint die Vorträge eines 2007 an der Hokkaido-Universität in Tokio abgehaltenen internationalen Symposions zur Imperiologie des Russländischen Reiches und seiner asiatischen Regionen. Es hat, wie der Herausgeber Tomohiko hervorhebt, nicht nur Russland-Historiker, sondern auch Orientalisten und Islamwissenschaftler unterschiedlichen Alters und unterschiedlicher Herkunft zusammengeführt, was man angesichts des Themas allerdings auch nicht anders erwartet hätte. Die Beiträge, gegliedert in vier Abschnitte, beleuchten Zu-

sammenhänge wie Russlands Expansion nach Osten, Raum und Bevölkerung, russische Machtprojektion jenseits der Reichsgrenzen sowie das asiatische Russland als Raum für nationale Bewegungen.

In seiner Einführung skizziert der Herausgeber kurz die Expansion des Zarenreiches seit Ivan IV., unterstreicht die herausragende Rolle der Tataren als Mediatoren zwischen Russland und Zentralasien, verweist auf die Veränderungen der russischen Haltung gegenüber der islamischen Welt sowie auf den politisch-institutionellen Wandel der imperialen Asienpolitik. Damit werden die Dimensionen beschrieben, welche die Region als „a space for asymmetric interaction“ (S. 1) definieren bzw. konstituieren.

Im anschließenden I. Teil untersucht RICARDA VULPIUS in einer komparativen Studie die zivilisatorische Mission des Russländischen Reiches im 18. Jh. und deren Wandel im Deutungsdiskurs imperialer europäischer Herrschaftsansprüche. Die Verfasserin setzt sich dabei intensiv mit dem Zivilisationsbegriff seit Peter dem Großen auseinander und führt der Leserschaft neue, diskussionswürdige Herleitungen des russischen Begriffs vor Augen. Aspekten der Reichsgeschichte im 18. Jh. zugeordnet sind die nachfolgenden Beiträge von HAMAMOTO MAMI und GULMIRA SULTANGALIEVA. Beide zeigen am Beispiel der Tataren, welche wichtigen Funktionen diese im Kontext der imperialen Integration der Steppengebiete wahrnahmen. Zum einen dienten ihre Beziehungen mit dem imperialen Zentrum als Modell für russische Versuche, die Kasachen unter zarische Botmäßigkeit zu bringen, zum zweiten spielten Tataren bis zur Mitte des 19. Jh. eine entscheidende Rolle in der Gestaltung und Umsetzung Petersburger Zentralasiapläne.

Strategien, um Räume durch Institutionalisierung von Herrschaft und mittels Demographie zu integrieren und zu kolonialisieren, sind Gegenstand des zweiten Abschnitts: MATSUZATO KIMITAKA zeichnet die russischen Debatten über Kompetenz und Funktion der Generalgouverneure im Spannungsverhältnis zwischen wechselnden staatlichen Vorgaben und regional unterschiedlichen Herausforderungen für die Amtsinhaber nach. ANATOLIJ REMNEV untersucht Strategien und Mechanismen, die bei dem kolonialen Versuch, aus Fremden Russen zu machen, in den asiatischen Teilen des Zarenreichs Anwendung fanden. Er identifiziert zudem die impliziten wie expliziten Widersprüche und Defizite, die der Implementierung als retardierende Momente oder grundsätzliche Hindernisse im Wege standen. Wie schwierig der Versuch war, Russisch-Turkestan demographisch zu erfassen, demonstriert am Bei-

spiel der ethnischen Gemengelage im Fergana-Tal SERGEJ ABAŠIN. Er macht zudem deutlich, wie sehr die aus solchen Bemühungen hervorgegangenen Statistiken auch Ausdruck unterschiedlicher Interessen und Visionen von Erfassern und Erfassten waren.

Diesen Innenaspekten von Dimensionen imperialer Raumerschließung in unterschiedlichen regionalen und zeitlichen Zusammenhängen folgen im dritten Teil Abhandlungen zur russischen Machtprojektion jenseits der Reichsgrenzen. Allerdings ist die Kapitelüberschrift *Russian power projected beyond its borders* etwas irreführend, denn der erste Beitrag ist den russischen Handelsbeziehungen mit China zwischen 1750 und 1850 gewidmet. Der Verfasser NODA JIN belegt, dass Russland praktisch nur über Mittelasien und mit Hilfe muslimischer Mediatoren mit China Handel treiben konnte, aber nach dem Vertrag von 1851 eine hegemoniale Position gewonnen hatte. Während diese Erkenntnis nicht unbedingt Neuigkeitscharakter besitzt, aber für die Bewertung der russischen Mittelasienpolitik vor dem Krimkrieg durchaus aufschlussreich ist, bietet die anschließende Studie von ROBERT D. CREWS interessante Einblicke in die Alltagswirklichkeit imperialer Expansionsmechanismen im Iran. Als Beispiel dienen ihm muslimische Netzwerke und deren Bedeutung im Kontext imperialer Patronage und Teheraner Versuche, sich den Beschränkungen des Vertrages von Turkmantschai zu entziehen. Crews gelingt es zu zeigen, wie sich Handelsakteure ihrer Geschäftsbeziehungen und internationaler Kontakte bedienten, um den Zugriffen und Kontrollversuchen der imperialen Zentren zu entgehen. Ein wiederum ganz anderes Thema ist Gegenstand eines Artikels von KIMURA SATORU, der die Beziehungen zwischen Schiiten und Sunni-Mehrheit im Emirat von Buchara während der Protektoratszeit untersucht. Nach einem historischen Abriss über Herkunft und Lage der überwiegend als Sklaven nach Buchara verbrachten Schiiten versucht der Verfasser, die Unruhen von 1910 als Ergebnis der russischen Annexion und ihrer Folgen für die säkularen wie religiösen Verhältnisse im Emirat zu erklären. Dabei scheinen Jadidismus und Friktionen innerhalb der sunnitischen Ulema einen nicht unwesentlichen Einfluss ausgeübt zu haben. Weitere Recherchen hält Kimura dazu aber für durchaus angebracht. Dagegen lassen die von NIKOLAJ CYREMPILOV ausgewerteten Archivalien für seine Analyse der Rolle Agvan Doržievs in der Tibetfrage zwischen 1912 und 1925 die Vermutung zu, dass für weitere Spekulationen zu Person, Absichten und Plänen des im Dienste des Dalai Lama stehenden Emissärs aus Burjätien kein Anlass

mehr besteht. Doržiev – so auch die von anderen Autoren schon gewonnene Erkenntnis – war ein Agent Tibets, der zuvörderst die Theokratie des Dalai Lama erhalten wollte, dabei seine Hoffnungen auf die zarische Regierung wie auf die Sowjets setzte, aber nicht in deren Diensten stand.

Im vierten und letzten Teil des Buches sind unter dem Obertitel *Das asiatische Russland als Raum für nationale Bewegungen* drei Beiträge versammelt. SALAVAT ISKHAKOV geht in seinem Aufsatz den politischen Aktivitäten der Muslime in Turkestan zwischen 1905 und 1916 nach. Er zeigt, wie die Unzufriedenheit mit den Zuständen in Turkestan, vor allem aber die wachsende Kritik an der russischen Politik seit der zweiten Duma, die jadidistische Bewegung förderte und zugleich zu einer Hinwendung der muslimischen Reformkräfte zu möglichen Verbündeten und Unterstützern außerhalb der Grenzen des Zarenreiches führten. Gleichzeitig verstärkten Russlands rücksichtslose Kolonialpolitik sowie die Defizite der Verwaltung die Unzufriedenheit unter der turkestanischen Bevölkerung. Sie kulminierten schließlich im Aufstand von 1916, den Iskhakov als ein Vorzeichen der Februarrevolution von 1917 betrachtet. Dass der Jadidismus nicht nur eine entwicklungsbestimmende kulturelle Reformbewegung darstellte, welche die muslimischen Gemeinschaften mit neuen Ideen, Methoden und Wahrnehmungen mobilisierte, sondern jene und ihre Vertreter sich auch mit Opposition und Widerstand konfrontiert sahen, beleuchtet JAMES H. MEYER in seiner Darstellung *The economics of Muslim cultural reform*. Es ging dabei, wie er herausarbeitet, zwar nicht nur, aber vor allem auch um Geld, Einfluss und administrative Ressourcen, weshalb die konservativen, traditionalistischen Mullahs die Neuerer mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln verfolgten – einschließlich der Denunziation bei den Behörden. Allerdings hebt Meyer zu Recht

hervor, dass sich Lage und Möglichkeiten der Jadisten von Region zu Region sehr unterschieden und dass ungeachtet der Friktionen zwischen Anhängern und Gegnern an der Bedeutung der jadidistischen Reformbestrebungen für die Belange der muslimischen Gemeinden im Zarenreich kein Zweifel bestehe. Abgeschlossen wird der letzte Abschnitt mit einer Studie von UYAMA TOMOHIKO zur kasachischen nationalen Bewegung *Alash Orda* und deren komplizierten Beziehungen mit den Bürgerkriegsakteuren zwischen Sibirien, Ural und Turkestan. Er verweist zudem auf das schwierige Erbe der imperialen Vergangenheit, die sowohl hinderlich als auch förderlich für kasachische Interessen gewesen sei, wobei vor allem die Verteilung der Kasachen über unterschiedliche Gebietskörperschaften die Herausbildung eines politischen Zentrums nach der Revolution erschwerte.

Überblickskarten des Russländischen Reiches und der Verwaltungsgliederung Russisch-Zentralasiens um 1900 sind den Texten vorangestellt. Eine weitere Kartenskizze illustriert Nodas Artikel. Abgeschlossen wird der Sammelband durch ein Personen- und Sachregister.

Insgesamt betrachtet behandeln die Beiträge fast ausschließlich zentrale Fragestellungen zur räumlichen Dimension in den Zentrum-Peripherie-Beziehungen, deren Asymmetrien und kognitiven Herausforderungen. Sie werden hier in den wenigsten Fällen zum ersten Mal angesprochen, basieren aber in der Regel auf der Auswertung umfangreicher Archivbestände russischer, türkischer, persischer und tibetischer Provenienz, wie der Herausgeber zu Recht hervorhebt. Dagegen blieben erstaunlicherweise Studien und Darstellungen zu den behandelten Themen in deutscher und französischer Sprache mit seltenen Ausnahmen unberücksichtigt.

Rudolf A. Mark, Lüneburg

ALEXANDER M. MARTIN: Enlightened Metropolis. Constructing Imperial Moscow, 1762–1855. Oxford: Oxford University Press, 2013. XIV, 344 S., 2 Ktn., 13 Abb., 11 Tab. = Oxford Studies in Modern European History. ISBN: 978-0-19-960578-1.

Katharina II. war Moskau seit ihrem ersten Besuch im Jahre 1744 zuwider, und die Pestunruhen des Jahres 1771 verstärkten ihre Abneigung. In der Gesetzbuchkommission, so ihre Beobachtung, waren die Moskauer Deputierten wenig aktiv. So machte Katharina ihre Kritik an Moskau zu einem imperialen

Projekt aufgeklärter Reform. Sie wollte in Moskau ihre Vision einer aufgeklärten Stadt verwirklichen und sollte mit ihrem Generalplan für die Stadt insgesamt und für den Umbau des Kremls weitgehend scheitern. Galt dies auch für ihre Gesellschaftspolitik? Dies ist der Ausgangspunkt der Studie von Alexander Martin, die in eine Forschungslücke stößt. Westsprachliche Forschungen zur Geschichte Moskaus interessierten sich bislang vor allem für das Moskau nach den Großen Reformen Alexanders II. oder aber für die sozialistische Metropole. Christoph Schmidts instruktive Studie zur Sozialkontrolle in Moskau führt bis in die katharinäische Epoche hin-

ein. Insofern schließt Martin schon eine zeitliche Lücke. Aber auch methodisch betritt er für Moskau neues Terrain. Er kombiniert Kultur- und Sozialgeschichte, Interesse an Struktur und Individuum. Moskau steht für den Verfasser als *pars pro toto* für den imperialen Rahmen, für dessen Prägekraft sich die sogenannte Imperialgeschichte in ihren Spielarten interessiert.

Martin geht also vom imperialen sozialen Projekt Katharinas II. aus. Referenzrahmen für Katharinas Politikhandeln war sicher der Abschnitt über die Städte der Großen Instruktion von 1767; sichtbares Ergebnis war die Gouvernementsreform, die auch für Moskau Relevanz besaß und, wichtiger, die Gnadenurkunde für die Städte 1785, die auch das Zusammenleben in Moskau strukturieren sollte. Ziel dieser Gesetzgebungsvorhaben sowie der Bildungspolitik war es, eine Mittelklasse zu generieren. Neben einen aufgeklärten Adel sollte ein „Dritter Stand“ treten, den Bildung und ökonomische Kompetenz charakterisierte und der sozialen Aufstieg ermöglichen sollte. Wie weit gelang dieser imperiale Politikansatz in Moskau?

Martin zeichnet für die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert das Panorama einer Stadt der Gegensätze: Gestank und Müll, Unsicherheit bei gleichzeitiger geringer staatlicher bzw. stadtobrigkeitlicher Präsenz stehen neben der Einführung einer Straßenbeleuchtung, die das städtische Leben in die Nacht ausdehnte und die Sicherheit erhöhte. „Gesellschaft als staatliche Veranstaltung“ (D. Geyer) ist als Befund für die Schilderung Martins sicherlich überspitzt, denn sehr bald eignete sich insbesondere der Moskauer Adel staatlich gewünschte Veranstaltungsformen in der Stadt in spezifischer Weise an. Es gab nur ein öffentliches Theater in Moskau, dafür aber offene Häuser, in denen man sich gegenseitig zu Veranstaltung und Vergnügungen besuchte und in denen sich fallweise der Adel und der Nukleus der intendierten „Mittelklasse“ begegneten. So gesehen schaffte die Straßenbeleuchtung die Möglichkeit der Begegnung und veränderte darüber hinaus Tagesabläufe in die Nacht hinein. Doch zur „lokalen Gesellschaft“ war der Weg noch weit. Die Regierung versuchte ihr imperiales Projekt durch Polizeiordnungen, punktuelle Förderung öffentlicher Wohlfahrt und Bildung, etwa im Moskauer Waisen- und Findelhaus, zu fördern, und war damit so erfolgreich oder -los, wie andersorts in Europa. Zu Katharinas sozialem Projekt gehörte auch, die Friedhöfe aus der Stadt zu verlegen, ähnlich Josef II. dies für Wien getan hatten. In der Publizistik und auch in Visualisierungen sollte der Diskurs über das Ziel initiiert werden. Beschreibung

gen und die Aufbereitung statistischer Daten, auf deren Grundlage Stadt- und Gesellschaftsentwicklung betrieben werden konnte, sollten den Diskurs befördern. Martin schildert mit Blick auf den Adel in der Stadt heterogene Befunde. Einerseits führte die Aneignung westlicher Lebensformen zu einem Repräsentationsbedürfnis, das in seinem Übermaß den Intentionen der Regierung zuwiderlief, andererseits sickerte Luxuskritik auch von adliger Seite am Beginn des 19. Jahrhunderts in den Diskurs ein.

Moskau wurde, dies schildert Martin auf der Mikroebenen anschaulich, attraktiv für soziale Aufsteiger, aus der Provinz. Handwerker aus der Provinz, aber auch Staatsbauern versuchten in der Stadt Fuß zu fassen. Kaufleute begannen in zunehmendem Maße zu Wohlstand zu kommen und sich einerseits an adligen Lebensformen zu orientieren, andererseits aber in Entwicklung eines kaufmännischen Selbstverständnisses auch die Abgrenzung vom Adel zu suchen.

1812 wurde mit der Besetzung und Zerstörung Moskaus in gewisser Weise zur Stunde der Wahrheit für das imperiale Projekt im Stadtraum. Alexander Martin kann hier an sein Buch von 1997, in dem er Positionierungen der Eliten um das Jahr 1812 herum herausgearbeitet hatte, anknüpfen. Die Zeit vor und während der Besetzung war die einer Außerkraftsetzung der imperialen Regeln, die die Gesellschaft hatten befördern und dann konservieren sollen. Mit dem Zusammenbruch der Autoritäten kam es zu Übergriffen auf Besitzende durch die Besitzlosen, ein Indikator dafür, dass das Design des von Martin überzeugend geschilderten imperialen Projekts eben nicht für alle gedacht war – nicht die städtischen Unterschichten, nicht die Bauern.

Nach 1812 erstand die Stadt im Stile des Neoklassizismus im Zentrum wieder neu. Ein Bau- und Entwicklungsplan von 1817 gab den Rahmen vor. Die Stadt wuchs jedoch schnell und keineswegs so regulär, wie es sich die Stadtplaner vorstellten. Stadtpolitik ging von der Idee her nicht über das katharinäische Design hinaus. Dies arbeitet Martin in der Schilderung des Suščevskaja-Distrikts außerhalb des Gartenringes heraus. Die dortigen Schulen waren eine Elitenunternehmung für die Wohlhabenden, das Krankenhaus trug immerhin zu einem Mindestmaß an medizinischer Versorgung bei und das Polizeirevier blieb ein Stützpunkt der staatlichen Ordnung, wurde aber nicht dessen flächendeckender Garant. Die verschiedenen Schichten lebten in diesem Distrikt, der im nikolaitischen Moskau zu den schlechteren zählte, auch weiterhin zusammen, oft unter einem Dach. Gerade auch in diesem Kapitel gelingt es

Martin, das Moskau dieser Zeit lebendig zu rekonstruieren. Die Ego-Dokumente eines Goldschmieds, Dmitrij Volkov, kombiniert er mit anderen Quellen, um dessen Lebensweg aus der Provinz in die Stadt und seinen allmählichen Aufstieg zu erzählen. Dazu gruppiert er publizierte und unpublizierte Quellen (etwa Beichtregister), um die aus der Lebensgeschichte Volkovs gewonnen Einsichten zu verallgemeinern. Aufgrund der doch teilweise lückenhaften Informationen kombiniert Martin synchron und diachron andere Quellen hinzu, um ein Gesamtpanorama Moskaus vor 1855 zu schaffen. Dies gelingt durchaus, und es zeigt sich ein Bild, in dem der Adel zunehmend an Einfluss verliert.

Nicht alle reichen Details und Beobachtungen, die der Verfasser ausbreitet, können hier wiedergegeben werden. Andere Leser werden anderes an dieser scharf beobachtenden Studie hervorzuheben haben. Am Ende versucht Martin in einer Zusammenfas-

sung zu fragen, wie sich das imperiale Projekt für Moskau bis zum Tode Nikolaus I. entwickelt hat. Er vergleicht die Pestunruhen von 1771 mit der geräuschlosen Bewältigung der Cholera-Epidemie von 1830, Nikolaus' I. Reise in die Stadt vor dem Hintergrund der Epidemie wurde von seinen Untertanen durchaus gewürdigt. Die Durchsetzung von Ruhe und Ordnung bis zu dessen Tod 1855 ging jedoch damit einher, dass es im Grunde bei Katharinas Design einer Gesellschaft blieb, das auf den Adel und die Mittelklasse zielte. Institutionen und Zielgruppen wurden nicht verändert. Mit dem massiven bäuerlichen Zuzug insbesondere nach der Einweihung der Eisenbahn zwischen den beiden Hauptstädten war die Autokratie überfordert und das Stadtregiment auch. Dieser Befund ist ebenso zutreffend wie traditionell und spricht keineswegs gegen dieses lesenswerte Buch.

Jan Kusber, Mainz

„Auch in Moskwa habe ich Ursache zufrieden zu sein.“ Christian von Schlözers Privatkorrespondenz mit der Familie. Akademische Lebenswelten, Wissens- und Kulturtransfer in Russland am Beginn des 19. Jahrhunderts. Ediert, kommentiert, eingeleitet und herausgegeben von Alexander Kaplunovskiy. Münster, Berlin, Wien [usw.]: LIT, 2014. IV, 485 S. = Mainzer Beiträge zur Geschichte Osteuropas, 5. ISBN: 978-3-643-11816-5.

Der Name Schlözer ist vor allem bekannt durch August Ludwig von Schlözer, den bedeutenden Historiker. Doch nicht nur Wirtschaftshistorikern ist auch der Name seines ältesten Sohnes Christian ein Begriff. Christian Schlözer folgte den Fußstapfen seines Vaters. Auch er ging 1796 in das Zarenreich, wo er sich einige Jahre als Privatlehrer verdingte, bis er als Universitätsprofessor und Politökonom Karriere machte. Schlözer befürwortete die liberale Wende unter Alexander I; sein Gönner und Patron Michail Nikitič Murav'ev beteiligte ihn schließlich an den Bildungsreformen 1802–1804. Für diese Aufgabe hatte er sich durch eine Rede auf Alexander I. empfohlen, in der er die Stärken und Schwächen Russlands scharfsinnig analysiert hatte. Er war Augenzeuge von Napoleons Russlandfeldzug, erlebte die Evakuierung der Moskauer Universität nach Nižnij Novgorod und erlitt 1812 die Vernichtung seines Hab und Gutes durch den Brand von Moskau. Nach einem erfolglosen Versuch, in Breslau Universitätsprofessor zu werden, gelang ihm die Rückkehr nach Deutsch-

land, als er 1828 in Bonn eine außerordentliche Professor angetreten konnte. Drei Jahre später starb Schlözer im Alter von 57 Jahren in Wiesbaden.

Der von Alexander Kaplunovskiy herausgegebene Quellenband umfasst vor allem den zwischen 1796 und 1807 verfassten familiären Schriftverkehr Christian Schlözers mit seinen Eltern, zwei Briefe der Schwester Dorothea Rodde-Schlözer aus den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts sowie Schlözers Entwurf für eine Autobiographie. Hilfreich für eine weitere Kontextualisierung ist der Anhang, der neben Schlözers kritischer Analyse *Russland zur Zeit der Thronbesteigung Alexander I.* auch Dokumente wie das Entlassungszeugnis der Moskauer Universität enthält. Den Quellen ist eine instruktive Einführung vorangestellt, in der Alexander Kaplunovskiy einen Überblick über Schlözers Lebenslauf bietet, die Quellen und die Person Christian Schlözers in die historischen Kontexte einordnet und die Relevanz der Quellen für verschiedene Forschungsansätze diskutiert.

Der Briefwechsel beeindruckt in zahlreichen Aspekten. Er zeigt – erstens – deutlich, wie Schlözer den bekannten Namen seines Vaters nutzte, um Zugang zu den sozialen und politischen Eliten St. Petersburgs und Moskaus zu gewinnen. Diese Kontakte halfen ihm, das ungeliebte und durch unglückliche Liebeshändel getrübt Dasein eines Hauslehrers hinter sich zu lassen. Zugleich offenbaren die Briefe auch, wie spannungsreich das Verhältnis Christian Schlözers zu seinem Vater war, dessen Ansprüchen und Erziehungsplänen er erst mit seiner Berufung

zum Professor genügen konnte. Während August Ludwig von Schlözer die Briefe nutzte, um Neuigkeiten aus Russland sowie Materialien und Quellen für seine wissenschaftlichen Arbeiten zu erhalten, war für Christian die Anerkennung seines Vaters die wichtigste Motivation für die Korrespondenz. Wahrscheinlich brach gerade deshalb mit dem Tod des berühmten Vaters – die Briefe von Christians Schwester beklagen dies unverblümt – der familiäre Austausch ab.

Zweitens wird sichtbar, welche Perspektiven das Russland des 18. Jahrhunderts jungen Gelehrten aus Westeuropa bot, denen die ‚Akademikerschwemme‘ in Westeuropa häufig keine Anstellung und Aufstiegschancen gewährte. Mit offenem, neugierigem Blick begegnete der junge Schlözer seiner Wahlheimat, die er aus den Erzählungen seines Vaters kannte. Kurz nach seiner Ankunft in St. Petersburg schrieb er begeistert nach Hause: „Wir glaubten in einer bezauberten Welt zu sein.“ (S. 109) Die guten Verdienstmöglichkeiten und das Versprechen einer akademischen Karriere zogen Schlözer an. Materiell ging es schnell aufwärts. Schlözer, der als Hauslehrer begonnen hatte, unterrichtete in adligen Pensionaten und gründete schließlich seine eigene Lehranstalt. Seinen Erfolg als Lehrer brachte er alles andere als eitel auf den Punkt: „Man kann hier alles an den Mann bringen, weil es oft an Konkurrenz fehlt.“ (S. 273) In dem Briefwechsel spiegelt sich – wie Kaplunovskiy in seiner Einleitung treffend konstatiert – die Bereitschaft der ethnisch, konfessionell und sprachlich durchmischten russländischen Gesellschaft wider, die Migranten aus dem Westen offen aufzunehmen und ihnen Anerkennung und Aufstieg zu ermöglichen.

Drittens zeigt der Briefwechsel, dass für die Neuankömmlinge die Leibeigenschaft ein brennendes Thema war. Immer wieder diskutiert Schlözer die Folgen der Leibeigenschaft und wägt Hörensagen mit dem Augenschein ab. Das in Komödien und der Pornographie des 18. Jahrhunderts beliebte Motiv

des Rechts der ersten Nacht, welches dem Gutsherrn Zugriff auf frischvermählte Bäuerinnen gebe, würde es nicht geben. Die Russen seien „eine glückliche Nation [...] trotz der Leibeigenschaft“ (S. 208). Solche Aussagen offenbaren, wie sehr Christian Schlözer bereit war, eigene Vorurteile zu hinterfragen. Darüber hinaus lässt sich an Schlözers Lebensweg auch ein Wandel in der Diskussion um die Leibeigenschaft nachvollziehen. Statt mit drastischen Bildern ethisch gegen die Leibeigenschaft aufzutreten, bewertete Schlözer sie vor allem aus wirtschaftlichen Gründen kritisch. Der Politökonom war einer der ersten, der Adam Smiths ökonomisches Denken im Zarenreich propagierte, wonach die unfreie Arbeit wirtschaftliche Prosperität hemme.

Die verdienstvolle Edition erweitert die Quellenbasis auf zahlreichen Gebieten. Sie bietet neues empirisches Material für die Biographieforschung und erlaubt Einblicke in die Lebenswelten und Akkulturationsstrategien von Migranten. Wissenschaftshistoriker können die Aufzeichnungen der Familie Schlözer nutzen, um mehr über die Arbeitsprozesse an der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg und an der Moskauer Universität zu erfahren. Die Briefe bieten darüber hinaus wichtiges Material, um das Entstehen einer Expertenkultur und die Ausdifferenzierung von Fachwissenschaften im Zarenreich nachzuzeichnen. Gleichzeitig lässt sich an der Person Schlözers und seiner Tätigkeit als Hauslehrer, Pensionatsleiter und Universitätsprofessor zeigen, wie der Wissenstransfer auf verschiedenen Ebenen funktionierte und welche Akteure, Institutionen, Diskurse und medialen Kanäle daran beteiligt waren. Besonders eine Geschichte der russischen Aufklärung, die sich nicht einseitig als Ideen- oder Einflussgeschichte versteht, sondern die Prozesshaftigkeit des Austausches in den Mittelpunkt stellt, kann von der Quellenedition profitieren. Der gelungenen Publikation ist daher eine breite Verwendung in Forschung und Lehre zu wünschen.

Julia Herzberg, Freiburg im Breisgau

Fashioning Modern Ukraine. Selected Writings of Mykola Kostomarov, Volodymyr Antonovych, and Mykhailo Drahomanov. Ed. by Serhiy Bilenyk. Toronto, ON: CIUS, 2013. XLVI, 500 S., Abb. ISBN: 978-1-894865-32-6.

Inhaltsverzeichnis:

<http://external.dandelon.com/download/attachments/dandelon/ids/CH001C1C4E58769D-D85AFC1257CA2003ED986.pdf>

Wer an einer Universität Osteuropäische Geschichte unterrichtet oder studiert, weiß, wie mühsam es ist, geeignete Primärquellen zu finden. Da man nicht (mehr) voraussetzen kann, dass die Studierenden des Russischen, Polnischen und/oder Ukrainischen mächtig sind, ist man auf Übersetzungen ins Deutsche oder Englische angewiesen. So ist der vorliegende Band, der einige Schlüsseltexte zur ukrainischen Geschichte in englischer Übersetzung vereint, sehr willkommen, besonders auch deshalb, weil die

russisch- und ukrainischsprachigen Originale schwer greifbar sind.

Der Herausgeber Serhiy Bilenky, der jüngst ein Buch über den romantischen Nationalismus in Russland, Polen und der Ukraine vorgelegt hat, präsentiert ausgewählte Schriften von drei hervorragenden Vertretern des ukrainischen kulturellen und politischen Lebens im 19. Jahrhundert. Mykola (Nikolaj) Kostomarov, Volodymyr Antonovyč und Mychajlo Drahomanov waren alle Historiker, Aktivisten der ukrainischen Nationalbewegung und gleichzeitig Mitglieder der russischen Diskursgemeinschaft.

Der Band enthält längere Auszüge aus den Autobiographien bzw. Memoiren der drei Persönlichkeiten, die einen ausgezeichneten Einblick in die Welt der ukrainischen Intelligenz des 19. Jahrhunderts geben. Kostomarov (1817–1885) war einer der frühen Aktivisten und Ideologen der ukrainischen Nationalbewegung und später ein vielgelesener Petersburger Historiker, der sich mit der Geschichte Russlands und der Ukraine beschäftigte. Antonovyč (1834–1908) war der erste im engeren Sinn wissenschaftliche Historiker der Ukraine, dem zahlreiche Quelleneditionen zu verdanken sind und der in seinem Werk die Kontinuität der ukrainischen Geschichte von der Kiever Rus' bis ins 19. Jahrhundert unterstreicht, eine These, die von seinem Schüler Mychajlo Hruševs'kyj aufgenommen und weiterentwickelt wurde. Antonovyč repräsentierte die liberale, in der „Alten Kiever Hromada“ organisierte Richtung der ukrainischen Nationalbewegung. Mit ihm arbeitete der gelehrte Althistoriker Drahomanov (1841–1895) eng zusammen, bevor er unter dem Einfluss sozialistischer Ideen eine radikalere Richtung einschlug und 1876 prompt Russland verlassen musste. Er lebte fortan als politischer Denker und Publizist in Genf und Sofia und übte großen Einfluss auf die ukrainische Nationalbewegung in Galizien aus.

Kostomarov ist im vorliegenden Band mit seinem klassischen Essay *Zwei russische Nationalitäten* vertreten, in dem er die Eigenständigkeit der Ukrainer und ihrer Geschichte herausarbeitet und ihren durch Freiheit, Demokratie, Individualismus und Föderalismus geprägten „Volkscharakter“ vom Kollektivismus, von der Autokratie und vom Zentralismus der Russen sowie auch von der polnischen Aristokratie abgrenzt. Ein weiterer berühmter Text ist Antonovyčs *Beichte*, in der er mit seiner Vergangenheit als Vertreter der polnischen bzw. polonisierten Szlachta abrechnet und begründet, weshalb er von einer polnischen zu einer ukrainischen Identifizierung wech-

selte. Diese beiden russischsprachigen Schriften sind in der Zeitschrift *Osnova* erschienen, die in den Jahren 1861/62 in St. Petersburg erschien. Dazu kommt ein kurzer Text Antonovyčs, in dem er ähnlich wie vor ihm Kostomarov die Eigenständigkeit der ukrainischen ethnischen Gemeinschaft betont.

Den größten Umfang nehmen Schriften Drahomanovs ein. In seiner 1875 publizierte Studie *Juden und Polen in der Südwest-Region* setzt er sich für einen Ausgleich der Ukrainer mit den Polen und Juden in der gemeinsamen Gegnerschaft zur Zarenautokratie ein. Er stellt sich allerdings polnischen Ansprüchen auf das historische Polen, zu dem weite Teile der Ukraine gehörten, entgegen. Für die Juden fordert er Gleichberechtigung, doch finden sich in dem Aufsatz auch judophobe Stereotypen. Die letzten 100 Seiten des Bandes sind einigen ausgewählten Briefen aus der umfangreichen Korrespondenz Drahomanovs mit der Alten Kiever Hromada aus den Jahren 1886 und 1887 vorbehalten. Es geht darin vor allem um die Ausrichtung der ukrainischen Nationalbewegung im Zarenreich und in Galizien. Drahomanov kritisiert die weitgehend apolitischen Liberalen in Kiev ebenso wie die klerikalen Ukrainer in Galizien und tritt für eine Öffnung gegenüber westeuropäischen liberalen und sozialistischen Strömungen ein.

Kostomarov, Antonovyč und Drahomanov waren nicht nur in der ukrainischen Nationalbewegung aktiv, sondern auch Vertreter eines Föderalismus, in dem die Ukraine im Rahmen eines locker organisierten Russlands breite Autonomie genießen sollte. Besonders Drahomanov gilt als einer der bedeutenden frühen Theoretiker des Föderalismus. Darin und in seiner Kritik am extremen Nationalismus und im Appell an eine Verbindung von liberalen, nationalen und sozialistischen Gedanken in einer transnationalen Ausrichtung hat sein Werk seine Aktualität bis heute behalten.

Der Herausgeber des Werks hat mustergültige Arbeit geleistet. Sein 34-seitiger einführender Essay ist eine der besten knappen Darstellungen der ukrainischen Nationalbewegung des 19. Jahrhunderts. Die einzelnen Autoren und ihre Werke werden in sachkundigen Einleitungen vorgestellt, die Texte sind mit erläuternden Anmerkungen versehen, und auch ein Register fehlt nicht. Man würde sich wünschen, dass es mehr solcher Quellenwerke nicht nur zur ukrainischen Geschichte gäbe.

Andreas Kappeler, Wien

Journeys into Madness. Mapping Mental Illness in the Austro-Hungarian Empire. Ed. by Gemma Blackshaw / Sabine Weber. New York, Oxford: Berghahn, 2012. VIII, 213 S., 24 Abb. = *Austrian and Habsburg Studies*, 14. ISBN: 978-0-85745-458-4.

Inhaltsverzeichnis:

http://portal.kobv.de/redirect.do?type=bookurl&target=b3kat_BV039979815&ind=0&index=all&plv=2

Österreich und psychisch kranke Habsburger, Wien und Sigmund Freud, Gustav Mahler und das Unterbewusste – die Verbindung von Donaumonarchie und Wahn bzw. Wahnsinn gehört zu den mittlerweile unausrottbaren Klassikern angeblich so eindeutig zusammengehörender Dinge. Auch architektonisch hat das Thema gerade in Bezug auf Wien viel zu bieten – der „Narrenturm“ und das Sanatorium Baumgartner Höhe mit der Anstaltskirche zum Heiligen Leopold dürften hier die markantesten Gebäude sein. Das Thema liegt also schon lange parat und anscheinend auch nahe.

In diesem Kontext ist auch der vorliegende Sammelband zu verorten. Er ist das Ergebnis einer im Jahre 2007 abgehaltenen Tagung mit dem Titel *Journeys into Madness: Representing Mental Illness in the Arts and Sciences, 1850–1930* und darüber hinaus von der Ausstellung *Madness and Modernity. Kunst und Wahn in Wien um 1900*, die 2009/10 in Wien stattfand, beeinflusst. 11 Beiträge stellen sozusagen die Stationen dieser Reise dar, von denen vier hier stellvertretend vorgestellt werden sollen.

STEVEN BELLERS *Solving Riddles: Freud, Vienna and the Historiography of Madness* (S. 27–42) hat, was bei der Thematik des Sammelbandes auch nicht verwundern kann, Sigmund Freud zum Fokus. Beller macht hier deutlich, wie Freud bei seiner Beschäftigung mit dem Unterbewussten und der menschlichen Psyche quasi als Nebenprodukt versuchte, die Ursachen des Antisemitismus zu erklären. Man kann Beller bei der Betonung der Wichtigkeit des Jüdischen für die Entwicklung der Psychoanalyse durchaus folgen – dem Judentum zugehörig hat sich Freud ja immer gefühlt. Angesichts der in vielerlei Hinsicht unorthodoxen Kindheit und Erziehung Freuds und seiner tiefverwurzelten Abneigung gegen das Religiöse möchte der Rezensent gegen die Intensität, mit der Beller diesen Aspekt herausstreicht, dann aber doch Zweifel anmelden.

Mit *Symphonies and Psychosis in Mahler's Vienna* hat sich GAVIN PLUMLEY auseinandergesetzt (S. 43–57).

Ausgangspunkt ist die Konsultation Freuds durch Gustav Mahler am 26. August 1910, mit der der Komponist die Affäre seiner Frau mit Walter Gropius aufarbeiten wollte. Zwar hinterließ Freud keine eigenen Aufzeichnungen über die Sitzung, doch hat Marie Bonaparte einige Bemerkungen Freuds in ihren Notizen festgehalten und so der Nachwelt erhalten. Plumley sieht daneben Mahlers psychische Probleme auch in der schwierigen Adaption eines im ländlichen jüdischen Milieu aufgewachsenen Mannes, der eben dieses Vorleben 1897 radikal durch die Konversion zum Katholizismus aufgeben musste, an das moderne Stadtleben begründet (S. 45–46).

Von den beiden Beiträgen, die sich eingehender mit der Geschichte der Institution des Sanatoriums beschäftigen, sei *Travel to the Spas: The Growth of Health Tourism in Central Europe, 1850–1914* von JILL STEWARD ausgewählt (S. 72–89). Stewart weist im von ihr untersuchten Zeitraum einen sprunghaften Anstieg der Nachfrage nach Kuraufenthalten und damit einhergehend eine rasche Professionalisierung und Modernisierung des Kurbetriebs nach. Sie folgt dann vier ausgewählten Persönlichkeiten, die sie *Health Travellers* nennt (81) – Kaiserin Elisabeth, Lady Paget, Alma Mahler und Franz Kafka – bei ihren Kuraufenthalten. Besonders die Betrachtungen zu den drei Frauen sind höchst aufschlussreich, bieten sie doch einen genderbezogenen Blick auf das damaligen Kurwesen – so wenn sich Alma Mahler beklagt, dass sie in der Kur wie die Männer schlichte Leinenbekleidung zu tragen habe (S. 82). Auch dem in den Kurorten grassierenden Antisemitismus widmet Stewart sich, wenn auch nur am Rande (S. 78).

Ein für Historiker besonders interessanter und wirklich gelungener Beitrag stammt von einer der Herausgeberinnen. *Vienna's Most Fashionable Neurasthenic: Empress Sisi and the Cult of Size Zero* von SABINE WIEBER (S. 90–108). Dies zum einen, weil Wieber knapp, aber prägnant den Aufwand skizziert, den Elisabeth betrieb, um sich nicht nur so lange als möglich ihre jugendliche Erscheinung zu bewahren („The Cult of Beauty“, S. 96–99, und „The Price of Beauty“, S. 99–101), sondern auch, um ihr Bild in der Öffentlichkeit zu kontrollieren. Und zum anderen, weil sie diesen Aufwand nicht als Spleen einer einzelnen Frau sieht, sondern klar im Kontext derjenigen Schönheitsideale betrachtet, denen, wenn auch völlig übersteigert, selbst eine Kaiserin zu folgen hatte, die dann an diesem Aufwand auch körperlich wie psychisch leiden sollte.

Ein wenig Kritik kann diesem grundsätzlich sehr erfreulichen Band dennoch nicht erspart werden. So ist es verwunderlich, dass Frauen alles in allem recht

marginal vorkommen. Das ist angesichts der Bedeutung, die sie spielten, sei es als Forscherin, sei es als Patientin, nur schwer nachvollziehbar. Zwar gibt es das Kapitel zu Kaiserin Elisabeth, aber dennoch – Anna O. und Marie Bonaparte sind lediglich Randfiguren, und wäre nicht Lady Paget im Spa-Kapitel ausführlich erwähnt, so fehlte eine gewichtige Protagonistin des vorliegenden Generalthemas. Auch bleibt das 11. Kapitel, *The Württemberg Asylum of Schussenried: A Psychiatric Space and Its Encounters with Literature and Culture from the 'Outside'* von THOMAS MÜLLER und FRANK KUHN (S. 182–199), ein kleines Rätsel. Zwar fasst der Beitrag vieles von dem, was in den Beiträgen zuvor schon dargestellt wurde, prägnant zusammen, nur tut er dies anhand eines Themas, das so gar nichts mit Österreich-Ungarn zu tun hat. Hier wäre eine kurze Einführung der Herausgeberinnen von Nutzen gewesen; die knappe Erklärung,

dies sei der Historie geschuldet (S. 8), kann nicht überzeugen. Schließlich wird, dem Titel zum Trotz, zuvörderst Wien bzw. Cisleithanien (und auch dieses nur partiell) in den Fokus gerückt – Ungarn kommt weitgehend nicht vor.

Das Fazit fällt dennoch positiv aus. *Journeys into Madness* ist ein anregendes Buch, dessen Beiträge – was auch für die hier nicht vorgestellten gilt – sehr konzentriert die jeweilige Spezialfrage innerhalb des Generalthemas bearbeiten. Die wenigen Abbildungen sind klug ausgewählt und vermögen dort, wo das Wort zur Beschreibung nicht ausreicht, das Geschriebene vortrefflich zu illustrieren. Mag auch die Donaumonarchie in ihren Provinzen nur sehr ausgewählt repräsentiert sein, so sind die großen Themenfelder ausführlich behandelt.

Peter Mario Kreuter, Regensburg

Joseph Opatoshu. A Yiddish Writer between Europe and America. Ed. by Sabine Koller / Gennady Estraiikh / Mikhail Krutikov. London: Legenda, 2013. IX, 272 S., Abb. = Studies in Yiddish, 11. ISBN: 978-1-907975-60-8.

Inhaltsverzeichnis:

http://scans.hebis.de/32/79/53/32795395_toc.pdf

Joseph Opatoshu. A Yiddish Writer between Europe and America – der Titel des 2013 bei Legenda in London erschienenen Sammelbandes ist ebenso unauffällig wie programmatisch. Er fasst nicht nur die Ergebnisse einer 2012 in Regensburg veranstalteten Tagung zusammen, sondern bietet zugleich Einblick in Selbstverständnis, Arbeitsweise, Werk und Wirkung eines der produktivsten und bedeutendsten jiddischsprachigen Autoren des 20. Jahrhunderts. Joseph Opatoshu wurde 1886 im russischen Teilungsgebiet Polens geboren und starb 1954 in New York. 1907 emigrierte er in die USA, wo er bald Zugang zu der zu jener Zeit regen jiddischen literarischen Szene fand. Seit ihrer Gründung im Jahr 1914 schrieb er regelmäßig für die New Yorker Tageszeitung *Der tog* (Der Tag), für deren Leser er mit seinen Kurzgeschichten und Fortsetzungsromanen im Laufe von 40 Jahren zu einer festen Institution werden sollte. Doch auch die Verbindung zu seiner früheren Heimat und seinen dortigen Lesern ließ Opatoshu nicht abreißen; eine intensive Reise- und Vortragstätigkeit führte ihn bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs immer wieder in das europäische „Yiddishland“, das heißt in die polnischen und sowjetischen Zentren

des jiddischen Verlags- und Kulturwesens der Zwischenkriegszeit, nach Wilna, Warschau, Minsk, Kiew und Moskau.

Trotz dieses regen Engagements in und für die jiddische Sprache geriet Opatoshus Werk nach seinem Tod ganz aus dem Blickwinkel von Philologen und Kulturwissenschaftlern. So nennt das Standardlexikon für jüdische Geschichte und Kultur, die 2007 neu aufgelegte *Encyclopaedia Judaica*, kaum Literatur zu seiner Person; die wenigen vorhandenen Studien sind meist jiddischsprachig und allesamt älteren Datums. In dieser Hinsicht leistet der vorliegende Sammelband wichtige Arbeit, doch erschöpft sich sein Verdienst keineswegs im bloßen Füllen einer Forschungslücke. Bemerkenswert erscheinen vielmehr zwei andere Aspekte: Zum einen der geglückte Brückenschlag zwischen Jiddistik und Slawistik, der den Band für einen größeren, auch komparatistisch interessierten Leserkreis prädestiniert; zum anderen der spannungsreich nachgezeichnete Bogen, der Europa und Amerika in Opatoshus Biographie und Werk verbindet. Beide Gesichtspunkte spiegeln sich sowohl im Kreis der Herausgeber als auch der Autoren wider, die einerseits jiddistische und slawistische Forschungsschwerpunkte besitzen und andererseits mehrheitlich einem US-amerikanischen oder einem europäischen Wissenschaftsumfeld entstammen.

In ihrer Einleitung stellen die drei Herausgeber SABINE KOLLER, GENNADY ESTRAIKH und MIKHAIL KRUTIKOV Opatoshus literarisches Ringen um „Yidishkayt“, die Suche nach Sinnhaftigkeit und Manifestation jüdischer Identität in der Moderne, in

den Mittelpunkt. Dieser Schlüsselbegriff zieht sich wie ein roter Faden durch den Sammelband, wenn auch bedauerlicherweise nicht in allen Beiträgen mit derselben Stringenz. Als Angelpunkte der einzelnen Aufsätze dienen meist ein oder mehrere Texte Opatoshus, so gleich viermal die Erzählung *In polnische wälder* (In polnischen Wäldern), zweimal *A tog in Regensburg* (Ein Tag in Regensburg) oder, ebenfalls zweimal, *Di tantserin* (Die Tänzerin). Ausgehend von diesen Werken arbeiten die Beiträge Opatoshus Selbstverortung zwischen Europa und Amerika, seinen Blick auf die dortigen jüdischen Gemeinschaften, sein Verständnis von der Rolle des Jiddischen sowie einzelne Aspekte seiner Rezeptionsgeschichte heraus.

Viele Beobachtungen und Erkenntnisse erscheinen dabei bedeutsam: etwa die Interferenzen in Opatoshus Schaffen mit Werken der russischen und polnischen Literatur, wie sie die Beiträge von SABINE KOLLER und HARRIET MURAV aufzeigen; sein skeptischer Blick auf das jüdische Leben Nordamerikas, dessen wesentliche Quelle – die jiddische Sprache und Kultur der osteuropäischen Heimat – Opatoshu nicht zuletzt aufgrund assimilatorischer Bestrebungen der zweiten Einwanderergeneration als stark gefährdet wahrnahm, wie unter anderem die

Aufsätze von JAN SCHWARZ, AVRAHAM NOVER-SHTERN und MIKHAIL KRUTIKOV belegen; schließlich Opatoshus ambivalentes Verhältnis zum Europa der Zwischenkriegszeit, in dem lange der von Sympathie gelenkte Blick auf die Sowjetunion über die vermeintliche Stagnation der polnischen Heimat dominierte, wie GENNADY ESTRAIKH in seinem spannenden Beitrag darlegt. Weitere Themenfelder, die hier nur angerissen werden können, setzen sich mit Opatoshus Darstellung rassistisch motivierter Gewalt in den USA und der Frage ihrer literarischen Umsetzbarkeit in jiddischer Sprache (MARC CAPLAN) sowie der Vermittlung von Opatoshus Werk an Kinder und Jugendliche (EVITA WIECKI) auseinander.

Den Band runden ein biographischer Essay, angereichert mit zahlreichen bislang unveröffentlichten Familienfotos, aus der Feder von Opatoshus Enkel Dan sowie die bislang umfangreichste Bibliographie zum Werk Opatoshus, zusammengestellt von HOLGER NATH, ab. Er könnte den Auftakt bilden zu einer vertieften Auseinandersetzung mit dem lange vernachlässigten Erbe eines faszinierenden Schriftstellers zwischen zwei Welten.

Martina Niedhammer, München

Hunger and Scarcity under State-Socialism. Ed. by Matthias Middell / Felix Wemheuer. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2012. 383 S., Tab. = Global History and International Studies, 3. ISBN: 978-3-86583-224-5.

Inhaltsverzeichnis:

<http://d-nb.info/1024139875/04>

Der Umstand, dass Hungerkatastrophen im 20. Jahrhundert als eigentlich vermeidbar gelten, macht sie zu einem moralischen Problem. So leitet der Herausgeber Matthias Middell den vorliegenden Sammelband zu Hunger und Mangel im Staatssozialismus ein (S. 13). Jenes moralische Problem wiegt bei der Beschäftigung mit dem Staatssozialismus insofern schwerer, als diese Staaten sich damit schmückten, Hunger und Elend ein Ende bereiten zu wollen. Die geographische Breite der Beiträge reicht von der DDR über Tschechien und Polen in die Sowjetunion und bis nach China. Noch existierende Staatssozialismen wie Nordkorea oder Kuba oder aber diverse sozialistische Experimente auf dem afrikanischen Kontinent finden keine Berücksichtigung. Der Sammelband vereint einige Aufsätze, die bereits in einem

deutschsprachigen Sammelband von Matthias Middell und Felix Wemheuer im Jahre 2011 erschienen sind, während andere Artikel fehlen. Ergänzt wurde die englischsprachige Version um Beiträge von Olga Velikanova, Martin Franc, Felix Wemheuer, sowie einen kommentierenden Beitrag von Thomas P. Bernstein.

In den meisten der vorliegenden Beiträge wird das von Middell angesprochene moralische Problem auf die eine oder andere Weise kommentiert. Die Rolle des Staates als – wenn man so will – Produzent einer Hungerkrise wird von allen Autoren und Autorinnen betont. Gleichwohl vermeidet der vorliegende Sammelband die in der Vergangenheit gerne reproduzierten, simplifizierenden Qualifizierungen von vor allem stalinistischer Hungerpolitik als Genozid (Holodomor) oder sonstiger bewusster ethnischer oder sozialer Säuberung missliebiger „Elemente“. Die meisten Beiträge geben sich Mühe, die oft chaotischen Entscheidungen sowie die Kontexte der Hungerkatastrophen zu beleuchten. Die Aufsätze von WENDY GOLDMAN und DONALD FILTZER weisen darauf hin, dass die sowjetischen Opfer keineswegs vornehmlich aus der ideologisch vermeintlich unsicheren Landbevölkerung bestanden, son-

dern dass vor allem die Arbeiter und Arbeiterinnen unter dem Hunger der dreißiger Jahre und der Nachkriegsjahre gelitten haben. STEPHEN WHEATCROFT kommt zum Ergebnis, dass Stalin während der Hungerkatastrophe der frühen dreißiger Jahre Fahrlässigkeit vorgeworfen werden könne, sicherlich aber nicht absichtsvolles und böses Handeln. Auf diesem Kontinuum der Einschätzungen rangieren die Artikel von OLAF MERTELSMANN über Mangelernährung in Estland, die „vom stalinistischen Staat nicht beabsichtigt, aber doch ein Ergebnis der [wirtschaftlichen] Reformen“ gewesen sei, bis hin zu ALICE WEINREBS Untersuchung der DDR-Schulspeisungen. Weinreb verhandelt diese als Ausweis dafür, dass sich die DDR explizit für die Ernährung ihrer Bevölkerung interessierte und Ernährung als wohlfahrtsstaatliches und nicht etwa als disziplinarisches Instrument einsetzte.

Das unterscheidet die DDR in ihrer Gründungsphase sowohl von der Sowjetunion in den frühen 1920ern als auch von den Anfängen der Volksrepublik China. Hier wie dort wurden Ernährung und Hunger, Lebensmittel- und andere Berechtigungsscheine als soziale Disziplinierungsmaßnahmen eingesetzt, die allerdings ihrerseits wiederum auf eine längere Geschichte verweisen können als die sozialistischen Experimente. So weist etwa KLAUS MÜHLHAHN in seinem Beitrag zu China darauf hin, dass eine staatliche Politik des Hungers in China durchaus älter ist und nicht erst mit der 1949 gegründeten Volksrepublik begonnen hatte. Und OLGA VELIKANOVA erinnert in ihrem Artikel zur frühen Sowjetunion daran, dass der Hunger im Jahr 1917 als maßgeblicher Faktor dafür verantwortlich war, dass zu meist Frauen in den Brotschlangen revoltierten und damit wesentlich die Februarrevolution initiierten.

Die Rolle der Frauen in Hungerkatastrophen beleuchten diverse Artikel, ohne sich des Themas allerdings explizit anzunehmen. Gerade im Hinblick auf die aktuell emsig geführten Debatten (bislang noch mehrheitlich in der Soziologie und Anthropologie) zu „care“ und Reproduktionsarbeit ist dieser Umstand zu bedauern. Immerhin waren es doch vor allem die Frauen, die unmittelbar für die Ernährung ihrer Familien zuständig waren. So schildert DONNA HARSCH in ihrem Beitrag zur SBZ, unter welchen Bedingungen Frauen bis zum Rande der Erschöpfung die knappen Lebensmittel organisierten und im Rahmen der Lebensmittelversorgung doch mit der schlechtesten Kategorie und damit den wenigsten Kalorien versorgt wurden. Auch DONALD FILTZER erläutert in seinem Beitrag die Reproduktionsarbeit der Familien, wo in der Nachkriegssowjetunion El-

tern für ihre Kinder hungerten und damit ihre eigene Leistungsfähigkeit untergruben.

Ein weiterer gemeinsamer Nenner aller Beiträge ist die Betonung, dass die Konzentration planwirtschaftlicher Ökonomie auf die Herstellung von Produktions- statt von Konsumtionsgütern mitverantwortlich gewesen sei für diverse Hungersnöte, die in diesem Band besprochen werden. Dieser Hinweis findet sich ebenso häufig wie ein Klassiker des Marxismus-Leninismus: Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen. Nicht zuletzt die häufige Nennung dieser beiden vermeintlich kategorialen Voraussetzungen des Staatssozialismus hätten mehr als nur den überblicksartigen Beitrag von FELIX WEMHEUER zu Ideologiefragen wünschenswert erscheinen lassen. Wie Alice Weinreb in ihrem lesenswerten Aufsatz zu den Schulspeisungen in der DDR anmerkt, ist es der Geschichtswissenschaft bislang immer sehr leicht gefallen, das sozialistische Experiment als solches für Hungerkatastrophen verantwortlich zu machen. Der Automatismus selbst jedoch, den Staat in die Verantwortung zu nehmen, wird in nur wenigen Artikeln explizit hinterfragt. An dieser Stelle schieden sich denn auch die Erklärungsansätze in diesem Buch. Bei ROBERT KINDLER ist der Hunger Teil einer staatlichen Politik, die außer Kontrolle gerät. Die Massenflucht der kasachischen Nomaden nach der Kollektivierung der 1930er Jahre war einerseits kaum mehr zu stoppen und stürzte das Land ins Chaos und scheint andererseits doch Resultate produziert zu haben, die die sowjetische Politik billigend in Kauf nahm. OLAF MERTELSMANN zeigt sich verwundert darüber, wie schnell die sozialistische Planwirtschaft in der Lage war, in einem Überproduktionsgebiet Mangel herzustellen. In seinem Fallbeispiel Estland geschah dies innerhalb von einem Jahr. WENDY GOLDMAN hingegen betont das Ausmaß der Unzufriedenheit in der sowjetischen Arbeiter- und Arbeiterinnenschaft und legt überzeugend dar, als wie systemdestabilisierend der Hunger der frühen 1930er Jahre vom Regime selbst verstanden wurde. Leider findet sich in diesem Sammelband kein Aufsatz, der sich noch einmal explizit dem Verhalten der Bauern in Hungerkrisen widmen würde.

Insgesamt liefert der Band einen differenzierten Blick auf den Hunger im Staatssozialismus. Gleichwohl merkt man dem Band an, dass er sich nur allmählich von den lange herrschenden Fragen im Fach – etwa nach der Allmacht des stalinistischen Systems – lösen kann. Gleichwohl erschließen manche der Autoren und Autorinnen neue Themen und Fragen, die Lust machen auf mehr. Besonders Weinrebs Studie muss an dieser Stelle noch einmal ge-

nannt werden, ist sie doch die einzige, die explizit den Vergleich mit den kapitalistischen, westlichen Staaten gesucht hat. Nicht nur Vergleiche mit dem Westen, sondern insgesamt mehr komparative Ansätze hätten dem Band gutgetan. Zwar versuchten

Wheatcroft und Thomas P. Bernstein genau jenen vergleichenden Anspruch am Ende des Bandes noch einzulösen, doch wirkten diese Vergleiche weniger organisch als der in Weinrebs Beitrag.

Alexandra Oberländer, Bremen

Al Doilea Război Mondial. Memorie și istorie în estul și vestul Euorpei [Der Zweite Weltkrieg. Erinnerung und Geschichte in Ost- und Westeuropa]. Editori [Herausgeber] Diana Dumitru / Igor Cașu / Andrei Cușco / Petru Negură. București: Cartier, 2012. 331 S. ISBN: 978-9975-79-803-7.

Der nun schon mehr als zwei Jahrzehnte zurückliegende Fall des Eisernen Vorhangs und das damit sichtbar gewordene Scheitern einer autoritären Staatsideologie, die große Teile Europas fast ein halbes Jahrhundert lang prägte, eröffnete aus westlicher Perspektive nicht nur den Blick auf neue/alte Räume, sondern erforderte auf beiden Seiten des ideologischen Grenzwalls über weite Strecken hin eine Neubewertung bislang gültiger Erinnerungsstrukturen. Staaten konstituierten sich neu und begaben sich zwangsläufig auch auf die Suche nach Identität und Rechtfertigung, nach einem Kondensationskern für die eigene Bevölkerung. Geschichte erfuhr, in der Sowjetunion bereits mit den seit Mitte der 1980er Jahre einsetzenden Reformen, eine ungeahnte Popularität. Die Vergangenheit erschien plötzlich offen und erhielt – solange die alte Staatsmacht paralytisch und die neue noch nicht ausreichend gefestigt war – vielfältige Zugänge, abseits der bislang gewohnten, kontrollierten und wohldosierten Segmente. Die Gesellschaft – auf der Suche nach Neuorientierung, nach kollektiver wie staatlicher Identität – trachtete danach, dafür in diesem Prozesskonglomerat ihr Fundament in der Vergangenheit zu finden. Erinnerung bzw. Erinnerungspolitik erlangten jedoch alsbald neuerlich einen ideologischen Status, freilich mit jeweils unterschiedlicher Toleranzbreite.

In den vergangenen Jahren hat sich vor allem die deutsche Geschichtsforschung z.T. intensiv mit Fragen der Erinnerungskultur auseinandergesetzt, was wohl auch stark mit der spezifischen sensiblen Situation Nachkriegsdeutschlands und mit der eigenen Verantwortung für die Ereignisse des 20. Jahrhunderts zusammenhing. Holm Sundhaussen, Stefan Troebst und Ulf Brunnbauer – um hier nur einige stellvertretend zu nennen – legten mit dem Blickwinkel auf Südosteuropa in großer Bandbreite eine Rei-

he von Studien zu dieser Thematik vor bzw. regten dazu an. Auch aus den Ländern des ehemaligen Ostblocks sind von wissenschaftlicher Seite seit 1989 vermehrt Stimmen zu vernehmen, die sich in kritischer Weise der verschiedensten Facetten dieses in seiner Gesamtheit kaum mehr zu überblickenden Themenkomplexes annehmen, so etwa Lucian Boia in Rumänien.

Der vorliegende Sammelband präsentiert nunmehr Beiträge einer Tagung mit einschlägigem Titel, die 2011 an der Pädagogischen Staatsuniversität von Chișinău in der Republik Moldau stattgefunden hat. Weder Ort noch Zeitpunkt der Tagung, noch der Verlagsort sind zufällig. Im Jahr 2012 jährt sich zum 200. Mal der Friede von Bukarest und damit die russische Inbesitznahme Bessarabiens. Die Erinnerungsveranstaltungen zu diesem Anlass wurden im übrigen Europa (Russland, Moldawien und Rumänien einmal ausgenommen) – wenn man überhaupt des Jahres gedachte – vom Gedenken an den Wendepunkt napoleonischer Herrschaft überschattet. Der Band setzt sich allerdings nicht (direkt) mit diesen Ereignissen auseinander. Hier steht der Zweite Weltkrieg bzw., je nach Diktion, der Große Vaterländische Krieg im Fokus. In der inhaltlichen wie zeitlichen Differenz beider Bezeichnungen für diesen Erinnerungsort ist mithin schon eine überaus diskursive Problematik greifbar, die sich auf besondere Weise in der Republik Moldau und der Ukraine räumlich verorten lässt. So beschäftigen sich denn auch die zwölf Beiträge zum überwiegenden Teil mit entsprechenden Fragestellungen in den Räumen der vormaligen Sowjetrepubliken Moldau (7), Ukraine (2) und Russlands (1). Deren Autoren stammen ebenfalls aus diesen Räumen bzw. sie leben dort. Ein weiterer Aufsatz geht der Frage nach dem „Verlorenen Sieg“ in Großbritannien (Mark Sandle) nach. Der als Epilog angelegte Beitrag von JUTTA SCHERRER über die deutsch-französischen Erinnerungsorte zum Zweiten Weltkrieg bildet den Abschluss. Ihre Darstellung des Übergangsprozesses von der Diktatur zur Demokratie in der Bundesrepublik (S. 306) und des in jüngster Zeit in Frankreich feststellbaren Versuchs einer staatlich verordneten Erinnerung an die Résistance (S. 328) mag im Kontext des post-sowjetischen Raumes als Anregung für den Umgang

mit Erinnerung gedacht gewesen sein. Allerdings vermisst man bei Scherrer (wie auch bei einigen anderen Beiträgen; vgl. ŠAROV & ŠAROV über die Deportation ländlicher Eliten nach 1945) einen tiefergehenden Vergleich der verschiedenen Ansätze bzw. eine Diskussion der Ergebnisse, so dass vielfach die rein deskriptive, konstatierende Herangehensweise dominant bleibt.

Die Herausgeber gliedern den Band inhaltlich-methodisch in drei Abschnitte (*Propaganda, Repressionspolitik, kollektive Vorstellung 1941-1945; Die Erfahrung des Krieges durch das Prisma der Oral History; Politik und Erinnerungsorte in Ost- und Westeuropa*). Die umfangreiche Einleitung unternimmt den Versuch, neben einer kurzen Vorstellung der Beiträge, die Gemeinsamkeiten – abseits der präsentierten Details – herauszuarbeiten. Dabei wird zunächst innerhalb des Wirkungsgefüges Erinnerung-Gedächtnis-Geschichte die räumliche Bezugnahme des Bandes auf Osteuropa und besonders auf Bessarabien unterstrichen. Auch weisen die Herausgeber auf Osteuropa als Experimentierfeld der Bevölkerungspolitik, sowohl unter der nationalsozialistischen Besatzung als auch unter sowjetischer Herrschaft, hin. Als zentraler Angelpunkt erscheint die mit den Wendejahren 1989/1991 verbundene (und im Westen nicht immer verstandene) Umkehr der Werte (*inversarea valorilor*) (S. 11); ging doch mit der politischen Wende vielfach ein dramatischer Perspektivenwechsel und das diametrale Überdenken von zuvor als sakrosankt geltenden Geschichtskonzeptionen einher. Dazu gehören auch besonders in Ländern wie der Ukraine und der Moldau die bereits lange vor der Annexion der Krim einsetzende besorgte Wachsamkeit gegenüber neuerlichen staatlichen Zensur- und Rückdeutungsversuchen im heutigen Russland (S. 8), die auch gezielt auf die Nachbarstaaten ausgreifen, wie das Erinnerungsjahr 2012 deutlich demonstriert hat. TATIANA JURJENKO diskutiert diesen Aspekt in ihrem (auf einem Forschungsprojekt des FWF basierenden) Beitrag (*Ein Sieg aller oder der Krieg der Anderen*). Überraschend an dem darin gewählten Vergleich der ukrainischen Stadt Charkiv und der russischen Stadt Belgorod ist nicht so sehr die Pluralität der Erinnerung als Folge der Entsowjetisierung im Allgemeinen, sondern vielmehr deren von der stereotypen West-Ost-Unterteilung der Ukraine unerwartet abweichende räumliche Manifestation. Während sich das ostukrainische Charkiv – nicht zuletzt als erste Hauptstadt der Sowjetukraine – selbstbewusst und vielfältig in seiner Erinnerungskultur zum Zweiten Weltkrieg gibt und damit darin auch einen klaren Gegensatz zum Nachbarn Russland sichtbar werden lässt

(S. 301), verhält sich das russische Belgorod gänzlich anders. Unter dem Einfluss der orthodoxen Kirche (Moskauer Patriarchat) und der klar kremloorientierten politischen Führungselite der Stadt präsentiert sich diese als Hort (russischer) militärischer Glorie (S. 286) und der Orthodoxie (S. 287–288).

Dass sich die diversen Erinnerungskulturen in diesem Raum nicht anhand nationalstaatlicher Grenzen ordnen lassen, sondern, dass sie je nach Initiative Einzelner oder von Gruppen quer durch die Gesellschaft oder den politisch strukturierten Raum verlaufen können, ist mithin ein zentrales Erkenntnis dieses Sammelbandes. Insgesamt präsentieren sich die Ergebnisse der Beiträge auf zwei Ebenen. Einerseits auf der informativen Ebene. Andererseits treten die verschiedenen Wissenskulturen, wie sie sich in den vergangenen zwei Jahrzehnten in Osteuropa, und im Speziellen im postsowjetischen Raum, nicht zuletzt auch durch ihre unterschiedlich intensive internationale Vernetzung herausgebildet haben, deutlich zu Tage. Die ergänzenden Beiträge von SANDLE und SCHERRER schärfen diesen Aspekt zusätzlich. Es lässt sich jedoch auch deutlich erkennen, dass die Diskurse über die jeweilige Erinnerungskultur – trotz aller Verwerfungen und Schwierigkeiten – in den postsowjetischen Republiken der Ukraine und der Moldau im Vergleich zu Russland entscheidend breiter und offener geführt werden. Letzteres zeigt sich indirekt im Beitrag von IRINA REBROVA (*Oral History im gegenwärtigen Russland*). So wird darin wohl auf die strukturell angelegte Diskrepanz in der Datierung des Krieges (ob nun der Beginn mit 1939 oder mit 1941 anzusetzen sei) hingewiesen (S. 141). Die im Beitrag dargestellten, teilweise staatlich geförderten Projekte zur Oral History im Hinblick auf die Alltagsgeschichte des Krieges lassen eher vermuten, dass sie selbst weitgehend unreflektierter Teil der mittlerweile offiziell wieder dominierenden Meistererzählung vom Großen Vaterländischen Krieg sind. So bleibt dieser Krieg, trotz der zeitlich gewonnenen Distanz zum Ereignis, in diesem Raum ein nach wie vor überaus schwieriger Gegenstand historischer Forschung wie gesellschaftlicher Reflexion, nicht zuletzt auf Grund des immanenten politischen Einflusses (S. 269), der sich nach wie vor dieses Themas zur Bewältigung und Rechtfertigung der Gegenwart bedient.

Das Buch ist übrigens auch kostenlos unter „http://www.academia.edu/5875694/Memoria_celui_de-al_doilea_razboi_mondial“ als Download verfügbar.

Kurt Scharr, Innsbruck

STEFAN TROEBST: Erinnerungskultur – Kulturgeschichte – Geschichtsregion. Ostmitteleuropa in Europa. Stuttgart: Steiner, 2013. 440 S., Abb. = Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, 43. ISBN: 978-3-515-10384-8.

Inhaltsverzeichnis:

<http://d-nb.info/1030511675/04>

Stefan Troebst ist einer der produktivsten und vielseitigsten Historiker unserer Zeit. Das Spektrum seiner Themen umspannt das gesamte östliche Europa. In Makedonien und Bulgarien ist er gleichermaßen zuhause wie in Polen oder in Altrussland. Sein bevorzugtes Medium ist der Aufsatz. Hier versammelt er nun 26 Beiträge aus den Jahren 2006–2012. Es ist, seit einem ersten Band (Kulturstudien Ostmitteleuropas. Frankfurt/Main 2006) und einer Zusammenstellung seiner Aufsätze zu Makedonien (Das makedonische Jahrhundert. München 2007), bereits der dritte Band dieser Art. Worin aber liegt der Sinn, bereits veröffentlichte Beiträge zu höchst unterschiedlichen Themen und aus unterschiedlichen Forschungskontexten nunmehr zwischen zwei Buchdeckeln zu versammeln? Ein Blick in das Inhaltsverzeichnis weckt Zweifel. Mal geht es um Slavizität als Identitätsmuster und Analyse Rahmen, mal um geschichtspolitische Deutungskämpfe um den Hitler-Stalin-Pakt, um griechische Bürgerkriegsflüchtlinge in der DDR oder um das heuristische Potential geschichtsregionaler Konzeptionen im östlichen und südlichen Europa. Die enorme Spannweite der Themen hat ihren Preis, denn solche Vielfalt lässt sich nur schwer organisieren. Für die Beiträge unter anderem zum Krakauer Schlachtenmaler Wojciech Kossak, zu Walter Markov als Gründungsvater der Balkanforschung Leipziger Couleur, zum Wandel deutscher Bulgarienbilder und zum Deutungsmuster der Jugoslawienkriege in der Karikatur ist „Kulturgeschichte“, so bunt sie eben sein kann, eine denkbar offene Überschrift.

Ein roter Faden ist also kaum zu erwarten. Das soll hier auch nicht zum Maßstab erhoben werden, zumal Troebst den wiederholten Abdruck bereits veröffentlichter Gedankengänge eingangs mit einem Zitat Adornos absichert und sich en passant noch auf ein Umfeld produktiver Zufälligkeit beruft, in dem der Band entstanden sei und an dem der Verfasser dieser Zeilen selbst nicht ganz unschuldig ist. Den Anspruch auf Kohärenz des Ganzen erhebt Troebst aber sehr wohl, und das durchaus zu Recht. Da sind zunächst drei Einführungen: zu Ernest Ren-

an, zur Slavizität und zum Mitteleuropakonzept, durchweg luzide Studien, welche die Tragfähigkeit gängiger Topoi und Begriffe ausloten, sie in ihren jeweiligen historischen Entstehungs- und Verwendungszusammenhängen aufschlüsseln und sie auf ihr erkenntnisförderndes Potential abklopfen. An Ernest Renan, um gleich den ersten Beitrag herauszugreifen, fasziniere in der gegenwärtigen Rezeption das Wechselspiel von Erinnern und Vergessen, das sich mitnichten auf das vielzitierte „plébiscite de tous les jours“ reduzieren lasse. Solche Befunde fügen sich zu den beiden abschließenden Aufsätzen. Ausgehend von der Konjunktur des Raumbegriffs plädiert Troebst hier zunächst für einen „regional turn“, denn dieser können dynamische Prozesse transnational vergleichbar machen. Vor diesem Hintergrund skizziert er dann die Herausforderungen, welche die maritim zentrierten Konzepte eines Schwarzmeerraumes und erst recht einer Mittelmeerwelt für den konkurrierenden Entwurf einer historischen Region Südeuropa bergen.

Der eigentliche Gewinn aber besteht in der Zusammenschau der Aufsätze zu Erinnerungskultur und Geschichtspolitik. Die kundigen Analysen zum Gedenken an den Hitler-Stalin-Pakt, an Holocaust, Kriegsende und Vertreibungen, an das Jahr 1956 sowie zum Diktaturvergleich entfalten vielfach zerklüftete Erinnerungslandschaften. Mit Blick auf die Möglichkeiten gemeinsamen europäischen Erinnerns bieten sie Anlass zu tiefer Skepsis. Denn sie zeigen tiefe Bruchlinien auf. Die Erinnerung an den Holocaust teile Europa in Ost und West, die Erinnerung an den Gulag hingegen trenne Ostmitteleuropa von Russland, und dies nicht erst seit 1989. Was Troebst hier anhand der bereits 1956 einsetzenden Erinnerung an den Gulag entfaltet, ist ein übergreifendes Motiv mehrerer Aufsätze. Denn der Versuch, eine gesamteuropäische Erinnerung an das 20. Jahrhundert auf einen antitotalitären Konsens zu gründen, lässt sich offenbar nur in Abgrenzung von Russland unternehmen. Klarsichtig zeigt Troebst dies anhand des Beschlusses, mit dem das Europaparlament im April 2009 den 23. August zum europäischen Gedenktag an die Opfer der nationalsozialistischen wie der stalinistischen Verbrechen erhob. Im Kreml sei dies überwiegend als Angriff auf die russische Staatsraison empfunden worden, die sich aus der Erinnerung an den Sieg im Zweiten Weltkrieg speise. Aggressive Selbstabschottung überschattete die Impulse, die Rolle Stalins kritischer zu bewerten. Im Lichte der jüngsten Entwicklungen in der Ukraine lesen sich solche Befunde nochmals bedrückender als bei der ersten Veröffentlichung 2011.

Etwas hoffnungsvoller stimmen hingegen diejenigen Analysen, welche die vielfältigen geschichtspolitischen Diskussionslinien innerhalb der einzelnen Gesellschaften im östlichen und südöstlichen Europa nachzeichnen. Zwar fuße die Erinnerungskultur insbesondere auf dem Balkan in den stabilen Prägungen aus der Epoche nationaler Emanzipation im späten 19. Jahrhunderts, so der Beitrag zu den Politics of History in Südosteuropa. Die jeweils nationale Erinnerung an den Kommunismus sei hingegen hochgradig volatil. Solche Einsichten sind auch nach einem halben Jahrzehnt keineswegs überholt. Der vagen Hoffnung, dass stabile demokratische Verhältnisse auf mittlere Sicht einer Konvergenz europäischer Erinnerung den Weg bahnen könnten, gar noch nach deutschem Vorbild, erteilen die hier versammelten Beiträge eine unmissverständliche Ab-

sage. Schon deshalb tut es gut, sie in einem Band vor sich zu haben.

Insofern bietet der vorliegende Band tatsächlich mehr als nur eine Übersicht über die mehr oder weniger einschlägigen Aufsätze der vergangenen Jahre. Er lässt sich als Kompendium unterschiedlicher Standortbestimmungen der Geschichtsschreibung zu Ostmittel- und Südosteuropa lesen, fachlicher wie geschichtspolitischer Natur. Somit ist er mehr als ein nützliches Referenzwerk für Leipziger Studierende, deren Wunsch der Autor nachgekommen ist, Verstreutes und doch Kohärentes zu konzentrieren, und mehr als eine würdige Verbeugung vor Troebsts frühem akademischem Mentor, dem inzwischen verstorbenen Charles Jelavich.

Joachim von Puttkamer, Jena

From Helsinki to Belgrade. The First CSCE Follow-up Meeting and the Crisis of Détente. Ed. by Vladimir Bilandžić / Dittmar Dahmann / Milan Kosanović. Göttingen: Bonn University Press, 2012. 334 S. = Internationale Beziehungen. Theorie und Geschichte, 10. ISBN: 978-3-89971-938-3.

Inhaltsverzeichnis:

<http://d-nb.info/1017942455/04>

Am 1. August 1975 unterzeichneten die Staats- und Regierungschefs der meisten europäischen Staaten, der USA und Kanadas in Helsinki die Schlussakte der Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE), welche den Höhepunkt der Entspannungspolitik der späten sechziger Jahre und der ersten Hälfte der siebziger Jahre darstellte. In Korb IV des Schlusss dokumentes der KSZE war bereits der 15. Juni 1977 als Termin für das Vorbereitungstreffen für die eigentliche Folgekonferenz in Belgrad festgehalten worden. Damit war die KSZE in einen beginnenden Prozess übergeleitet worden. Doch bis Mitte des Jahres 1977 sollte sich das außenpolitische Klima massiv ändern. So sah sich die sowjetische Führung zunehmend als Opfer einer Propaganda-Kampagne des Westens. Zu dieser Stimmungslage trug der 1976 gegründete Helsinki-Ausschuss des amerikanischen Kongresses bei, vor dem aus der Sowjetunion ausgewanderte bzw. ausgebürgerte Dissidenten medienwirksam über Menschenrechtsverletzungen aussagten. Des Weiteren hatte sich Jimmy Carter bei den Präsidentschaftswahlen gegen Gerald Ford durchgesetzt, er trat of-

fensiv für die Einhaltung der Menschenrechte ein und unterstützte einzelne Andersdenkende. Am 20. Januar 1977, also ein knappes halbes Jahr vor dem Beginn des Vorbereitungstreffens, stellte Jurij Andropov dem Zentralkomitee der KPdSU unterschiedliche Maßnahmen vor, wie man gegen verschiedene Mitglieder der sowjetischen Bürger- und Menschenrechtsbewegung vorgehen könnte. Dabei formulierte er neben der Niederschlagung eben jener unerwünschten Bewegung weitere Ziele: Es müsse den Regierungen der westlichen Länder „die Ausichtslosigkeit ihrer Politik der Erpressung und des Drucks in den Beziehungen zur Sowjetunion gezeigt werden.“ Darüber hinaus solle man betonen, dass die Sowjetunion an der Politik der Entspannung festhalten werde, aber jeden Versuch der Einmischung in die inneren Angelegenheiten zu stoppen gedenke. Anhand dieser Aussagen wird bereits die grundsätzliche Strategie für die Folgekonferenz in Belgrad ersichtlich: Sämtliche Vereinbarungen, die getroffen worden waren, beruhten auf dem Vorbehalt der Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten (Prinzip VI).

Anlässlich des 30. Jahrestages der Folgekonferenz fand vom 8. bis 10. März 2008 in Belgrad die Konferenz *From Helsinki to Belgrade. The First CSCE Follow-up Meeting in Belgrade 1977/78* statt, woraus mit einiger Verzögerung der hier zu besprechende Sammelband entstanden ist. Mit dieser Tagung stellten die Organisatoren eben jene erste Folgekonferenz in den Mittelpunkt, die zumeist übergangen wird, wenn die Betrachtung der Entwicklung von der „Schlussakte von Helsinki“ zur „Charta von Paris für ein neues Europa“ 25 Jahre später im Mittelpunkt des Interes-

ses steht.

Die drei Herausgeber des Bandes – Vladimir Bilandžić, Dittmar Dahmann und Milan Kosanović – haben es sich zum Ziel gesetzt, eine Neubewertung der Belgrader Konferenz vorzunehmen, da diese in der Forschung vernachlässigt bzw. unterschätzt worden sei. Sie habe eine enorme Bedeutung gehabt, da die Sowjetunion hier einsehen musste, dass sie sich mit ihrer Interpretation der Schlussakte nicht durchsetzen konnte, und weil das internationale Helsinki-Netzwerk seine Kooperation mit den nationalen Delegationen startete und die Carter-Administration das Menschenrechtsthema forcierte.

An die einleitenden Betrachtungen von KLAUS HILDEBRAND schließen sich mehrere Beiträge an, die die Zeit vor der eigentlichen Folgekonferenz ins Zentrum ihrer Aufmerksamkeit stellen. So untersucht RINNA KULLAA in ihrer Arbeit finnische und jugoslawische Modelle für Neutralität und betont, dass der KSZE-Prozess nicht auf die beiden Supermächte beschränkt war, sondern vielmehr eine europäische Angelegenheit darstellte. LJUBODRAG DIMIĆ und JOVAN ČAVOŠKI zeichnen die Außenpolitik Jugoslawiens vor allem im Vorfeld der Folgekonferenz nach, wobei ein Schwerpunkt auf dem Projekt einer europäischen Sicherheitskonferenz (ESK) liegt. Hierauf folgt ein Beitrag über Bulgarien von JORDAN BAEV, neben der DDR und Polen ein Beispiel aus den Warschauer-Vertrags-Staaten. ROBERT HUGHES beschäftigt sich mit dem Verhältnis Großbritanniens zur Entspannungspolitik und HARALD BIERMANN verfolgt den sich ändernden Stellenwert der KSZE in den USA von Nixon bis Carter.

Die eigentliche Folgekonferenz in Belgrad wird in der zweiten Hälfte des Bandes behandelt. So untersucht THOMAS FISCHER die Bemühungen der neutralen und nicht-paktgebunden Staaten (N+N-Staaten), beispielsweise Österreichs, Finnlands oder der Schweiz, wobei er auf deren schwindende Einflussmöglichkeiten im Laufe der Belgrader Konferenz hinweist. BRECK WALKER ergänzt den bereits erwähnten Beitrag von Harald Biermann, indem er das Auftreten der Carter-Administration in Belgrad, welches sich in den Fragen der Einhaltung von Menschenrechten entscheidend von dem früherer Regierungen unterschied, analysiert. Hatte Jimmy Carter die Frage der Menschenrechte bereits in seinem Wahlkampf gegen Gerald Ford für sich entdeckt, führte er diese Strategie nach anfänglicher Skepsis in der aktiven Außenpolitik fort. Dem Rat von Zbigniew Brzezinski folgend, ließ er seinen Delegationsleiter Arthur Goldberg, der bereits als dezidiertester Anwalt der Menschenrechte bekannt war, mit seiner

Taktik des *naming of names*, die zu einer direkten und unausweichlichen Konfrontation mit der Sowjetunion führen musste, gewähren.

Die manchmal anzutreffende Vorstellung, dass zum Beispiel die EG- und NATO-Staaten und die USA mit einer Stimme innerhalb des KSZE-Prozesses sprachen, trifft, wie auch in diesem Band gezeigt wird, nicht zu, da nicht nur andere Ziele, sondern vor allem andere Wege zu deren Erreichung verfolgt wurden. Dies zeigen in Ansätzen die Ausführungen über die EG-Staaten von ANGELA ROMANO und überdeutlich die von OLIVER BANGE, der die Eigenständigkeit der bundesrepublikanischen KSZE-Politik beispielsweise gegenüber den USA überzeugend herausarbeitet. Gewünscht hätte man sich an dieser Stelle einen eigenen Beitrag zur Rolle Frankreichs, welches ja wiederum eine gänzlich andere Strategie als die USA bzw. die Bundesrepublik beispielsweise im Umgang mit osteuropäischen Andersdenkenden vertrat.

Die Frage nach der Einhaltung der Menschenrechte, die gegen den Willen der Warschauer-Vertrags-Staaten in die Verhandlungen aufgenommen worden war, wurde durch die Rezeption dieses außenpolitischen Impulses in ebenjenen Ländern virulent. Einen allgemeinen Eindruck davon vermittelt der Beitrag von WOLFGANG EICHWEDE, der sich mit der Menschenrechtsbewegung in den ostmittel- und osteuropäischen Ländern beschäftigt, wobei durch die gleichzeitige Behandlung von mehreren Beispielen aus der Sowjetunion, der Tschechoslowakei und Polen die Heterogenität der Folgewirkungen der Schlussakte von Helsinki sowie die unterschiedliche Inanspruchnahme durch die Andersdenkenden in diesen Ländern zu sehr in einer scheinbaren Gleichartigkeit verschwimmt. Zudem ist Eichwede vehement zu widersprechen, wenn er konstatiert: „Nobody could have foreseen that Helsinki would create new personalities and thrust them onto the European diplomatic stage.“ (S. 269) So war es eben nicht die Schlussakte von Helsinki, die die Akteure schuf, sondern die Andersdenkenden selbst kreierten ein Instrument, durch welches die Bestimmungen von Helsinki eine ganz andere Richtung nahmen. Erst so entwickelte sich eine Evaluation der Implementierung der Schlussakte in den Signatarstaaten auf den in Korb IV bereits vorgesehenen Folgekonferenzen wie eben in Belgrad. Zum anderen ist kritisch zu hinterfragen, ob es sich beispielsweise bei den entstehenden Helsinki-Gruppen wirklich um „new actors“ (S. 261) handelte. So rekrutierten sich die Mitglieder der Moskauer Helsinki-Gruppe oder der polnischen Gruppe *Komitet Obrony Robotników*

(KOR) aus dem Reservoir von Andersdenkenden und Dissidenten, die meist schon seit vielen Jahren und z. T. Jahrzehnten für die Einhaltung der Bürger- und Menschenrechte in den jeweiligen Ländern eintraten. Darüber hinaus werden mit der Beschreibung als „neue Akteure“ die Ursprünge und Traditionslinien dieser Bürger- und Menschenrechtsbewegungen vergessen und allzu eindimensional ein „Helsinki-Effekt“ (Daniel C. Thomas) beschworen.

JOACHIM SCHOLTYSECK skizziert auf Basis der neuesten Forschungsergebnisse konzise das Aufgreifen der menschenrechtlichen Dimension der Schlussakte durch die Dissidenten und die damit verbundenen gesellschaftlichen Folgen der KSZE in der DDR – Stichwort Ausreisebewegung. Vor welche Herausforderungen die Regierungen vor allem in den Warschauer-Vertrags-Staaten in diesem Zusammenhang standen, legt WANDA JARZABEK in ihrem Beitrag über die Situation in Polen überzeugend dar.

Positiv zu vermerken ist, dass die Beiträge – von denen einzelne bereits in ähnlicher Form publiziert worden sind –, hinsichtlich der verwendeten Literatur aktualisiert wurden und auch nach 2008 veröffentlichte Untersuchungen in den meisten Fällen im Anmerkungsapparat Berücksichtigung gefunden haben. Es soll an dieser Stelle nicht über das vielzitierte Fehlen eines roten Fadens lamentiert werden, allerdings konnte bereits aus der skizzierten Zusammenstellung ersichtlich werden, dass dem Sammelband eine innere Ordnung fehlt. Auffällig bleibt dabei zudem, dass der Band trotz mancher argumentativ starker und aus den Quellen geschöpfter Beiträge hinsichtlich seiner inhaltlichen Geschlossenheit und des Versuchs, die Komplexität der Entwicklungen, die von Helsinki 1975 nach Belgrad 1977 führten, annähernd darzustellen, hinter der eigentlichen Taugung zurückbleibt, da es offensichtlich nicht gelungen ist, viele der dort aufgetretenen Forscher im Nachhinein für einen Beitrag zu gewinnen. Das Hauptmanko allerdings bleibt die fehlende Schwerpunktsetzung: Zwar ließen sich sicherlich (gute) Gründe anführen, warum sich drei von 14 Beiträgen mit Jugoslawien beschäftigen, es bleibt aber rätselhaft, weshalb nicht auch Titos Rolle als Gastgeber der ersten Folgekonferenz adäquat dargestellt wird.

Zudem setzt sich kein einziger Beitrag explizit mit der außenpolitischen Konzeption der Sowjetunion auseinander. Gerade in diesem Zusammenhang stellt sich doch die Frage, ob es wirklich ein Scheitern der sowjetischen KSZE-Strategie gab oder ob einem das

Wissen über den weiteren Verlauf der Geschichte nicht den Blick auf die Möglichkeiten Ende der siebziger Jahre verstellt? Kann man wirklich von einem Scheitern der außenpolitischen Agenda Leonid Brežnevs sprechen? Konnte man sich mit der eigenen Interpretation der zehn Prinzipien wirklich nicht durchsetzen? War es hingegen nicht sogar ein Akt der Stärke der sowjetischen außenpolitischen Strategie, auf den amerikanischen Druck nicht einzugehen und dem „Lärm um die ‚Menschenrechte‘“, wie in der *Pravda* am 12. Februar 1977 zu lesen war, einfach die eigene Lesart der Schlussakte im Allgemeinen und die Betonung des Prinzips VI entgegenzustellen?

Nachdem sich bereits kurz nach der Unterzeichnung der Schlussakte abzeichnete, dass es bezüglich der Umsetzung des Prinzips VII, welches die Achtung der Menschenrechte und Grundfreiheiten, einschließlich der Gedanken-, Gewissens-, Religions- oder Überzeugungsfreiheit umfasst, und der Inhalte des III. Korbes zu grundsätzlichen Meinungsunterschieden zwischen den „westlichen und östlichen“ Ländern kommen würde, wurde dann die Frage nach der Einhaltung der Menschenrechte zum dominierenden Streitthema der Folgekonferenzen in Belgrad und Madrid. Bekanntermaßen war dann auch das Ergebnis von Belgrad dieser Konstellation geschuldet. So wurde im abschließenden Dokument des Belgrader Folgetreffens vom 8. März 1978 festgehalten, dass man sich in Belgrad getroffen habe und weiterhin über die Vertiefung von Beziehungen gesprochen habe. Man sei unterschiedlicher Meinung, allerdings gleichzeitig entschlossen, die Bestimmungen der Schlussakte zu verwirklichen. Der Haupterfolg der ersten KSZE-Folgekonferenz liegt also darin, dass man sich trotz der Uneinigkeit dennoch darauf verständigen konnte, eine weitere Folgekonferenz abzuhalten. Um die Bedeutung, die die Belgrader Folgekonferenz bei der wiederaufgenommenen Konfrontation der Blöcke einnahm, zu verstehen, wäre eine genaue Analyse der beiden Supermächte unerlässlich gewesen. Von den unterschiedlichen Lesarten und Interpretationen der Schlussakte von 1975 und den daraus resultierenden Problemen für die erste Folgekonferenz in Belgrad, durch die der KSZE-Prozess einen anderen und überraschenden Verlauf nahm, als noch zwei Jahre vorher angenommen, davon kann der vorliegende Sammelband dagegen in Ansätzen berichten.

Ernst Wawra, Göttingen

Rabota nad prošlym. XX vek v kommunikacii i pamjati poslevoennyh pokolenij Germanii i Rossii. Sbornik statej. Redkol.: O. S. Nagornaja / I. V. Narskij / O. Ju. Nikonova i dr. Čeljabinsk: Izdat. Kamennyj pojas, 2014. 295 S. ISBN: 978-5-88771-111-9.

Dieses russisch-deutsche Gemeinschaftswerk basiert auf den Vorträgen, die auf einer internationalen Konferenz vom 13.–17. September 2012 in Čeljabinsk gehalten wurden.

Zunächst ist festzuhalten, dass der Titel etwas über den Inhalt täuscht. Denn der stalinistische Terror, der neben dem Zweiten Weltkrieg als die zweite große Katastrophe in der sowjetischen Geschichte gelten kann, spielt nur in zwei Erinnerungen (von A. CFASMAN und A. VATLIN) eine wesentliche Rolle.

Inhaltlich gesehen zerfällt das Buch in vier Teile. Zunächst widmet sich eine Reihe von Aufsätzen den theoretischen Konzeptionen von Generation, Kommunikation und Erinnerung. Dabei werden immer wieder M. Halbwachs, K. Mannheim und J. Assmann als Begründer des Konstrukts „Generation“ genannt. Den etablierten Stand der Forschung gibt in erster Linie U. JUREIT wieder, während D. SCHUMANN „Generation“ nicht im politischen Bereich, sondern als Konsumentenkultur definiert.

Dann folgt eine Reihe von Aufsätzen über das Erlebnis des Zweiten Weltkriegs als Problem der Aufarbeitung durch die miterlebenden und nachfolgenden Generationen. Darunter fällt der Text von T. TIMOFEEVA besonders auf, da er als einziger explizit einen Vergleich zwischen Deutschland und Russland anbietet, was in anderen Beiträgen fehlt. So beschränkt sich der ansonsten sauber gearbeitete Abschnitt von K. VON LINGEN streng auf die Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit in Westdeutschland nach 1945. Ebenfalls ins Auge sticht die Untersuchung von I. REBROVA über die Kriegskinder und ihre Enkel in der gegenwärtigen russischen Jugend. Die Autorin zeigt auf, dass trotz vielfältiger Bemühungen, den Nachfahren eine Sicht auch auf die Schattenseiten des Krieges zu vermitteln, die junge Generation eher den schema-

tischen Vorstellungen der sowjetischen und post-sowjetischen Propaganda vom glorreichen Sieg im Großen Vaterländischen Krieg folgt.

Von den restlichen wissenschaftlichen Aufsätzen in dem Sammelband beschäftigen sich zwei mit der DDR, die übrigen mit der Erinnerung an die Sowjetunion im heutigen Russland. F. BENKERT zeigt überzeugend auf, dass man bei der um 1970 in der DDR geborenen Alterskohorte nicht von einer einheitlichen Generation, sondern eher von sieben verschiedenen Typen von Sozialisation sprechen muss. Die Ausführungen von O. NAGORNaja über ostdeutsche Studenten in der UdSSR basieren dagegen auf einer eher zufälligen Definition von Generation, und man stellt sich beim Hauptteil ihrer Darlegungen die Frage nach dem Bezug zum Gesamthema des Buches.

Interessant sind hingegen die Ausführungen von A. FOKIN über die Erinnerung an die Sowjetzeit im heutigen russischen Internet, wobei der Autor in erster Linie Seiten anführt, die von einem Gefühl der Nostalgie bestimmt werden. Ansprechend ist auch, was I. NARSKIJ über die autobiografischen Werke von Enkeln von Zeitzeugen schreibt. In der Kommunikation der Generationen wurde dabei eine Generation einfach übersprungen.

Die abschließenden Erinnerungen von M. WILKE über seine linke Sozialisation in der Bundesrepublik der sechziger Jahre und von A. CFASMAN an seine Kriegs- und Nachkriegsjahre als Kind und Jugendlicher in der Sowjetunion sind sehr anschaulich, ebenso die eher wissenschaftliche Ausarbeitung über die Perestrojka-Generation von A. VATLIN.

Insgesamt hinterlässt der Sammelband einen zwiespältigen Eindruck: Einerseits hätte man sich – v.a. in Hinblick auf das russische Publikum – eine stärkere Behandlung des Stalinismus und eine mehr komparatistische Perspektive gewünscht. Andererseits entspricht die überwältigende Mehrheit der Aufsätze den wissenschaftlichen Standards vollkommen und kann in ihrer Argumentation überzeugen.

Für die sprachkundige deutsche Leserschaft ist seine Lektüre sicher von großem Interesse.

Georg Wurzer, Wilhelmsdorf (Württemberg)

Repression, Anpassung, Neuorientierung. Studien zum Islam in der Sowjetunion und dem postsowjetischen Raum. Hrsg. von Raoul Motika / Michael Kemper / Anke von Kügelgen. Wiesbaden: Reichert, 2013. 312 S., 1. Graph. = *Kaukasusstudien – Caucasian Studies*, 12. ISBN: 978-3-89500-916-7.

Inhaltsverzeichnis:

<http://d-nb.info/104492327x/04>

Die Regierung der Bol'sheviki war vor allem pragmatisch. Nicht Ideologie, sondern Überlebensdrang hat das erste Jahrzehnt der bolschewistischen Politik gesteuert. Nur wenn der sowjetische Staat sich in den jeweiligen Regionen stark und sicher fühlte, wagte er es, islamische Geistliche zu ermorden und den islamischen Glauben offiziell zu verbieten. Wie genau aber kooperierte der sowjetische Staat mit den Geistlichen in den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts? Wann und wie wurden Repressionen angesetzt? Was passierte nach den Repressionen und nach dem Zerfall der Sowjetunion? Wie orientierten sich die neuen post-sowjetischen Regierungen, die neuen Geistlichen und die Bevölkerung gegenüber dem Islam? Der Sammelband *Repression, Anpassung, Neuorientierung. Studien zum Islam in der Sowjetunion und dem postsowjetischen Raum* gibt einen Überblick über früh- und postsowjetische politische und gesellschaftliche Auseinandersetzungen mit dem Islam und zeigt, dass der Islam im sowjetischen und post-sowjetischen Raum heterogen blieb und deshalb auch unterschiedlich behandelt und wahrgenommen wurde und werden sollte. Das Buch ist die vierte Veröffentlichung aus dem von Stefan Reichmuth und Fikret Adanir geleiteten Projektes zur islamischen Bildung in der Sowjetunion und den Nachfolgestaaten an der Universität Bochum. Das Projekt brachte renommierte Wissenschaftler aus der Region mit deutschen Kollegen zusammen, um die Vielfalt des Islam in der Sowjetunion und den Nachfolgestaaten zu untersuchen.

Die ‚schwierigsten‘ Regionen genossen – sowohl geographisch als auch politisch – mehr religiöse Freiheiten, sogar Unterstützung von Seiten des frühen sowjetischen Staates. In Dagestan, zeigt VLADIMIR BOBROVNIKOV, hat die Sowjetische Regierung im Jahre 1920 das zentrale *Sharia*-Gericht offiziell institutionalisiert, die religiöse Elite genoss die Unterstützung der sowjetischen Regierung und erhielt oft staatliche Funktionärsposten. Die Schwierigkeiten im bergigen Dagestan, die Bevölkerung überhaupt zu erreichen (ähnlich wie in Tadschikistan), und die Erin-

nerung an deren dreißig Jahre dauernden Krieg mit dem zaristischen Russland machte die Bol'sheviki zu flexiblen und schonenden ‚anti-kolonialen‘ Eroberern.

Anders war es im benachbarten Aserbaidschan, wie ALTAY GÖYÜŞOV in seinem Kapitel zeigt. Aserbaidschan hatte, im Vergleich zu Dagestan, schon vor dem sowjetischen Einmarsch eine weltlich orientierte Elite, die säkular regierte. Für jene aserbaidtschanischen Aufklärer, die dem Sowjetprojekt Glauben schenkten, war Islam Barbarei, die durch weltliche Bildung ausgerottet werden musste. Manche von ihrer Angehörigen erklärten sogar jene Muslime, die trotz säkularer Bildung religiös blieben, zu Feinden. Deshalb verlangte Moskau von der aserbaidtschanischen kommunistische Elite, ihre Loyalität gegenüber dem sowjetischen Staat durch Aktivismus gegen den Islam zu zeigen, zum Beispiel im *Bund der Gottlosen* oder durch Repressionen gegen die muslimische Geistlichkeit, die *ulama*.

Trotz der regionalen Unterschiede der sowjetischen Politik gegenüber dem Islam gab es Zäsuren, die überregional wirkten. Sie waren direkt mit politischen Entwicklungen verbunden, insbesondere mit dem Versuch, die Macht in Moskau zu zentralisieren. Nach einem kurzlebigen und erfolglosen Versuch, nach der Revolution den Islam zu verbannen, versuchte die Sowjetische Regierung in den zwanziger Jahren, die islamische Bevölkerung zu ‚beruhigen‘, indem sie religiöse Freiheiten versprach. Unter dem Eindruck der antikolonialen Propaganda der Bol'sheviki entschieden sich viele Geistliche dafür, den neuen Staat zu akzeptieren und an ihm mitzuwirken. Parallel zur Legalisierung der islamischen Gerichte, Schulen und wirtschaftlichen Institutionen betrieb die sowjetische Regierung antireligiöse Propaganda, die allerdings relativ unpopulär blieb. Wissend, dass der Islam heimlich oder öffentlich selbst von Parteimitgliedern ausgeübt wurde, entschieden die Bol'sheviki nach dem Ende des Bürgerkrieges, radikaler mit dem Islam umzugehen. In allen Regionen begann mit dem I. Fünfjahresplan auch das Ende des islamischen Lebens in der Öffentlichkeit. Der ausschlaggebende Faktor, so sind sich alle Autoren einig, war dabei die physische Vernichtung der *ulama*. Da die Netzwerke und die vermittelte Bildung extrem personenbezogen waren, wie die Kapitel von BOBROVNIKOV, ŠAMIL ŠIXALIEV und IL'NUR MINNULLIN Kapitel zeigen, wurden mit der Vernichtung der *ulama* zugleich auch das religiöse Wissen und letztlich die Netzwerke zerstört.

Obwohl es dem sowjetischen Staat gelang, die islamischen Institutionen in muslimischen Regionen

zu vernichten, eröffnete er in den vierziger Jahren offizielle muslimische Muftiate, die sowohl Verwaltungs- als auch Aufgaben der religiösen Bildung übernahmen (darüber berichtet ausführlicher der 3. Sammelband des Projektes *Islamic Education in the Soviet Union and its Successor States*). Als sowjetische Einrichtung sorgten sie dafür, dass islamisches Leben in einem säkularen Land gesteuert und offiziell benutzt wurde. Der Islam, so zeigt AŞIRBEK MUMINOVs Kapitel über die Bildung der Geistlichen in Usbekistan, wurde im Rahmen der Ausrufung des Großen Vaterländischen Krieges (II. Weltkrieg) aus politischen Gründen wiederbelebt, musste aber apolitisch bleiben. Dies ließ sich nur schwierig kontrollieren, besonders auf dem Land, wo islamische Sitten und Rituale weiter praktiziert wurden. In den ländlichen Peripherien Dagestans und Usbekistans, aber auch in anderen Regionen, in denen der Staat schwach blieb, entwickelten sich auf Basis dieser Volksreligiosität illegale Bildungsnetzwerke islamischer Rechtsgelehrsamkeit, die volksislamisches Wissen an jüngere Generationen weitergaben. Im Falle Usbekistans, argumentiert Muminov, führte dies dazu, dass es wenig Konkurrenz zwischen verschiedenen religiösen Deutungen und Persönlichkeiten gab. In einzelnen Fällen erfuhr fundamentalistisches Gedankengut Zuspruch. In Dagestan wurde das illegale Netzwerk durch die zu Kollektivwirtschaften adaptierten islamischen Stiftungsgüter – *waqf* – unterstützt. Es wurde dadurch erhalten, dass Einkünfte aus ehemaligem *waqf*-Vermögen in die Verantwortung einiger Kolchosfunktionäre übertragen und inoffiziell benutzt werden konnten. Die Kolchos-Gemeinden wählten geistliche Führer und vertrauten ihnen auch politische Macht an. Aus diesen Strukturen entstanden die religiösen Netzwerke und Führer der postsowjetischen Zeit.

Trotz der Volksreligiosität, die besonders auf dem Lande erhalten blieb, zeigen mehrere Kapitel, dass namentlich in modernen urbanen Kontexten die Kreation einer bewussten religiösen Identität nach dem Zerfall der Sowjetunion vielen schwer fiel. In ihrem Kapitel über postsowjetische islamische Bildung in Aserbaidschan beschreibt CHRISTINE HUNNER-KREISEL den komplizierten und widersprüchlichen Prozess, in dem sich Religionslehrer und Schüler befinden. Das Kapitel schildert, wie die ältere, im Kommunismus sozialisierte Generation und die neue Generation im unabhängigen Aserbaidschan zu verstehen versuchen, was Islam für sie heute bedeutet. Viele Lehrer verstehen die postsowjetische islamische Bildung als moralische Erziehung, die dem sowjetischen Muster der Erziehung

zum „wahren Kommunisten“ nicht unähnlich ist. Ungeachtet dessen bleiben die größeren Probleme der Korruption und der Wahrnehmung des Islam als Gefahr bestehen.

Am Beispiel Tadschikistans untersucht MANJA STEPHAN den gegenwärtigen schulischen Ethikunterricht und zeigt, wie die gebildete Elite und der Staat versuchen, eine weltliche Moralerziehung für die Bevölkerung zu finden. Persische Literatur wird mit dem Islam kombiniert, um eine überregionale nationale Idee zu fördern und keinen (wiederum als gefährlich wahrgenommenen) rein religiösen Referenzrahmen zu konstruieren. Die eigentliche Praxis im Ethikunterricht bleibt aber regionalspezifisch, da die Lehrerinnen lokale Werte und Sitten vermitteln und nicht bereit sind, moralische Orientierung im persischen und rein islamischen Wertesystem zu finden.

Im Falle Tatarstans, zeigt DILYARA USMANOVA, findet es die religiöse Presse trotz der neuen postsowjetischen Freiheiten schwierig, in einen überregionalen Dialog einzutreten. Das hängt damit zusammen, dass sie in lokale politische Gruppierungen eingebunden ist und es noch nicht geschafft hat, einen allgemeinen russisch-islamischen Dialog zu etablieren. Dafür fehlt es nicht nur an fachlicher Kompetenz und politischem Willen. Usmanova zeigt, dass es auch in der vorrevolutionären Zeit keine deutliche Trennung zwischen Religiösem und Weltlichem gab und sich deshalb die religiöse Presse nur schwach entwickelt hat. Ob sich die gegenwärtigen Geistlichen auf eine religiöse Presse stützen können, die die nationalen Grenzen überschreitet, bleibt zweifelhaft. Die wichtigste sowohl integrierende als auch paradox erscheinende Bedingung dafür – die russische Sprache – stünde heutzutage zur Verfügung.

Die Veröffentlichungen des Sammelbandes basieren auf Forschungen, die in den Jahren nach 2000 durchgeführt wurden. Dennoch sind die Ergebnisse meist immer noch aktuell. Im Falle von Tadschikistan ist bemerkenswert, dass die Regierung in den Jahren 2010/11 doch noch Islamunterricht in Schulen eingeführt hat, ihn jedoch nach einem Jahr einstellen musste – laut Bildungsministerium wegen Lehrermangels. Die Punkte, auf die der Sammelband noch hätte eingehen können, ist einerseits das theoretische Konzept der sowjetischen politischen Herrschaft. Es wird zwar viel über den „Staat“ und staatliche Maßnahmen gesprochen, aber es wird kaum erörtert, was genau der Staat in den verschiedenen Perioden der Sowjetherrschaft bedeutete. Die andere Anmerkung betrifft die Periodisierung. Die Kapitel zeigen spektakuläre Gegensätze und Brüche zwi-

schen früh- und postsowjetischen Zeiten. Wenig wird diskutiert, wie der Prozess der Säkularisierung verlief, besonders unter der urbanen Bevölkerung.

Basierend auf fundiertem Wissen, beantwortet der Sammelband wichtige Fragen zur Islampolitik in der Sowjetunion und zeichnet ein kompliziertes und

oft paradoxes Bild von der postsowjetischen Epoche. Die Arbeit eröffnet neue Fragen, die den Islam mit allgemeinen Fragen der sowjetischen Moderne verbinden. Ein interdisziplinärer Dialog, der regionale Grenzen überschreitet, wird hilfreich sein.

Botakoz Kassymbekova, Berlin

JOCHEN HELLBECK: Die Stalingrad-Protokolle. Sowjetische Augenzeugen berichten aus der Schlacht. Übersetzung der Protokolle aus dem Russischen von Christiane Körner / Annelore Nitschke. Frankfurt a.M.: Fischer, 2012. 608 S., 3 Ktn., zahlr. Abb. ISBN: 978-3-10-030213-7.

Die Geschichte des Zweiten Weltkriegs in der Sowjetunion ist noch nicht hinreichend erforscht, auch wenn gut gefüllte Spezialbibliotheken und eine monumentale staatliche sowjetische und nachfolgend russische Geschichtspolitik dies suggerieren. Denn noch immer sind wichtige russische Archivbestände nicht für Forscher freigegeben, etwa beim Archiv des Verteidigungsministeriums. Hinweise auf forschungsrelevante Bestände ließen sich bereits immer wieder in sowjetischen Publikationen finden, doch blieb der Zugang jahrzehntelang verwehrt. So auch zu den umfangreichen Dokumenten der sogenannten Minc-Kommission, einer Gruppe von Historikern, die im Dezember 1941 damit begonnen hatte, Kriegsteilnehmer zu befragen, um Ereignisse und Erfahrungen möglichst breit zu dokumentieren. Der Bestand umfasst etwa 5000 verschriftlichte Interviews, sogenannte Stenogramme. Dies ist im Vergleich mit Material in anderen kriegsteilnehmenden Ländern eine Besonderheit. In dem vorliegenden Buch werden erstmals ausgewählte Stenogramme einem deutschsprachigen Publikum zugänglich gemacht. Der Historiker Jochen Hellbeck, ein Spezialist für Selbstzeugnisse und Stalinismus, konnte zusammen mit einer Forschergruppe die Dokumente sichten und für eine Publikation aufarbeiten – ein unschätzbare Verdienst.

Dafür wählte er den thematischen Fokus der Schlacht um Stalingrad. Die Minc-Kommission führte zu Beginn des Jahres 1943 dazu 215 Interviews mit ganz unterschiedlichen Kriegsteilnehmern durch, die in der Zusammenschau ein dichtes, zeitnahe Bild über Wahrnehmungen und Sichtweisen der sowjetischen Teilnehmer vermitteln. Der deutschsprachigen Forschung zu Stalingrad lagen bisher kaum Informationen zu den sowjetischen Erfahrungen im Kessel vor. Diese Lücke kann nun durch die vorliegenden Quellen geschlossen werden.

Doch darüber hinaus liegt auch eine Quellensammlung vor, die in Hinblick auf die Motivation sowjetischer Soldaten im Krieg, die Konstruktion der damaligen sozialen Wirklichkeit, auf individuelle Wahrnehmungen und Haltungen zum Stalinismus sowie öffentliche Sprechakte exemplarische Einblicke bietet. Im Gegensatz zu später verfassten Memoiren, die nicht nur einer Selbstzensur, sondern auch strengen Publikationskriterien der zentralen Zensurbehörde *Glawlit* unterlagen, sind die Stenogramme am Ort des Geschehens entstanden. Für die Interviews gab es schriftliche Anweisungen, da der Mitarbeiterstab zur Erfassung groß war und die Richtlinien der Qualitätssicherung dienen sollten. Ziel war es, möglichst genaue Angaben zu Orten, Fakten, Ereignissen und Personen zu erhalten. Die Gesprächspartner wurden angehalten, möglichst frei zu erzählen und dabei zwei Punkte zu beachten: ihr Erleben im Krieg zu dokumentieren und an die Gefallenen zu erinnern. Die Durchführung der Befragungen stieß auf großes Interesse. Die Quellen umfassen Lebensgeschichten, Alltagsschilderungen, soziale Beziehungen, Wertvorstellungen und Sinnhorizonte.

Der damalige Leiter der im Dezember 1941 gegründeten Kommission zur Geschichte des Vaterländischen Krieges, Isaak Minc (1896–1991), war von den „Historikern der Avantgarde“ geprägt worden, die sich als Dokumentaristen verstanden, als Sammler von Zeitzeugenberichten. Minc schwebte eine *histoire totale* des Krieges vor, weshalb er möglichst unvoreingenommen Material sammelte. Jochen Hellbeck bietet in der Darstellung der Kommissionsarbeit und ihrer Geschichte auch Einblicke in eine marginalisierte, aber wichtige Tradition der sowjetischen Historiographie. In den Nachkriegsjahren gab es kontroverse Debatten um die Verwendung der Interviews, zudem sah sich der Jude Isaak Minc ab 1947 mit massiven antijüdischen Vorwürfen konfrontiert und musste die Leitung der Kommission abgeben. Nach Stalins Tod wurde er zwar rehabilitiert, aber staatlich normierte und kontrollierte Narrative über den „Großen Vaterländischen Krieg“ hatten sich bereits längst etabliert. Nur durch Zufall konnte die umfangreiche Materialsammlung überlie-

fert werden; sie liegt heute im Wissenschaftlichen Archiv des Instituts für Russische Geschichte der Russischen Akademie der Wissenschaften in Moskau.

Das Buch besteht aus zwei Teilen: Ausführungen von Jochen Hellbeck und den eigentlichen Dokumenten. In seiner sehr ausführlichen Einführung schildert Jochen Hellbeck den Kontext der Schlacht um Stalingrad und geht auf die Formierung der Roten Armee seit der frühen Sowjetzeit ein. Er setzt sich mit dem Verhältnis von Partei und militärischer Führung in der Armee während des Zweiten Weltkriegs auseinander, fragt nach der Rolle der sowjetischen Herrschaft in der damaligen Gesellschaft und skizziert bisherige Forschungen zu Stalingrad und sowjetischen Kriegsteilnehmern.

Im zweiten Teil werden dann die Quellen thematisch-chronologisch gebündelt und jeweils mit einem Kommentar sowie editorischen Notizen versehen dem Publikum in Übersetzung zugänglich gemacht. Es gibt sowohl längere Einzelinterviews, als auch Kollagen aus verschiedenen Stimmen in Stalingrad, die spezifische Situationen widerspiegeln sollen (etwa: Das Schicksal der Stadt und ihrer Einwohner, S. 111–164). Ein Unterkapitel verleiht deutschen Gefangenen eine Stimme (S. 486–522). Diese Texte laden zu einer intensiven kritischen Analyse ein. Im Buch finden sich auch sehenswerte zeitgenössische Fotografien, die eine eigene Quellengattung sind, allerdings ebenfalls einer weiteren Kontextualisierung bedürfen. Leider wurde trotz aller Sorgfalt auf eine unerlässliche Bibliographie verzichtet.

In einer ersten Interpretation der publizierten Dokumente weist Jochen Hellbeck schlüssig nach, dass die Kriegsteilnehmer Konzepte wie Selbstkon-

ditionierung, Disziplinierung und das Ideal des „neuen Menschen“ sowjetischen Typs aus den dreißiger Jahren stark verinnerlicht hatten. Der Appell, durch Willenskraft und Willensbildung könne jeder zu einem Helden werden, war Bestandteil der politischen Propaganda, die zumindest in Bezug auf Teilnehmer in Stalingrad erfolgreich war. Im Verlauf der Kriegsjahre weitete die Partei durch ihre Kommissare und Politinstruktoren ihren Einfluss in der Armee zunehmend aus. Der Parteibeitritt wurde vereinfacht, was zu stark steigenden Mitgliederzahlen führte. Es wurden auf breiter Basis politische Schulungen durchgeführt, die eine Nähe zwischen der politischen Führung und den Kriegsteilnehmern suggerierten und Grund für eine erfolgreiche Mobilisierung waren. Hellbeck argumentiert, dass bisherige Annahmen, der Krieg habe zu einer spontanen Entstalinisierung geführt, revidiert werden müssten. Nach seiner Interpretation der Selbstzeugnisse griffen Partei und Gesellschaft eng ineinander. Damit eröffnet er spannende neue Forschungsdebatten. Die Stalingrad-Protokolle knüpfen an verschiedene Forschungsfelder aus dem Bereich der sowjetischen Geschichte, der Militärgeschichte, der Gewalt- und Erinnerungsforschung an, richten sich aber durch die sehr sorgfältige Edition auch an ein breit interessiertes Publikum. Die Interpretationsansätze von Jochen Hellbeck und die Quellen selbst werfen Fragen nach anderen Schauplätzen im deutsch-sowjetischen Krieg, nach Vergleichen mit der NS-Diktatur und Veränderungen in den individuellen Wahrnehmungen im Verlauf der Kriegsjahre auf. Es bleibt zu hoffen, dass bald noch mehr Dokumente aus dem interessanten Bestand zugänglich gemacht werden.

Carmen Scheide, St. Gallen

RIMMA GAL'PERINA: Kak éto bylo ... Vyživanie, žizn', nadežda [Wie es war ... Leben, Überleben, Hoffnung]. Minsk: Istoričeskaja masterskaja v Minske, 2012. 232 S., 72 Abb. ISBN: 978-985-6991-99-1.

„Allein die Bedeutung der Ereignisse, das Nichtsein der Nicht-Überlebenden in der schrecklichsten Tragödie der Menschheit verlieh mir die Kraft, mich an die Erinnerungsarbeit zu machen.“ Diese Zeilen stellte die heute in Minsk lebende Jüdin Rimma Gal'perina ihren Erinnerungen voran. Gal'perina schildert darin, wie sie den Holocaust überlebt und wie dieser ihr ganzes weiteres Leben geprägt hat. In ihre Lebensgeschichte hat sie kurze Berichte zum Schicksal von Verwandten und Freunden während

der deutschen Besetzung eingefügt; anschließend folgt ein von einer Minsker Historikerin verfasster knapper Überblick über den Holocaust in der Ukraine. Alle Texte liegen auf russisch wie auf deutsch vor.

Rimma Gal'perina wurde 1938 in Anan'ev im Gebiet Cherson geboren. 1926 zählte das Städtchen rund 18.000 Einwohner, darunter 3.500 Juden, die überwiegende Mehrheit von ihnen Handwerker. Hier fanden nach Gal'perinas Information zwischen 1821 und 1905 sechs Pogrome statt. Angst vor Verfolgung gehörte daher bereits vor 1941 zum Leben der jüdischen Bevölkerung. Da der Großvater die Deutschen jedoch im Ersten Weltkrieg als recht gesittete Besatzer erlebt hatte und nichts von den Judenverfolgungen im Dritten Reich wusste, hatte er

sich darauf nicht vorbereitet. Der Versuch der Großeltern und der Mutter, sich mit der kleinen Rimma durch Flucht aus dem umkämpften Gebiet zu retten, scheiterte, worauf sie nach Anan'ev zurückkehrten. Der Kontakt zum Vater, der seit 1940 bei der Roten Armee diente, war abgebrochen.

Der Holocaust begann in der Ukraine mit Massenerschießungen, so auch in Anan'ev. Um Panik zu verhindern, erzählte man den Juden, darunter auch beiden Frauen, dass sie mit Rimma zu einer „Versammlung“ gehen müssten. Ein Polizist warnte den Großvater, und dieser erwirkte über den Polizeikommandanten die Freilassung der Frauen mit der Begründung, dass diese als Näherinnen für Armeeuniformen benötigt wurden. In der Hoffnung, Rimma dadurch zu schützen, ließ die Mutter sie taufen, wobei der Priester gleich auch Taufpate wurde. Die Gefahr der Erschießung oder Deportation blieb aber, weshalb die Familie die Stadt verließ, von Dorf zu Dorf zog, von den Bauern versteckt wurde und dafür Kleider nähte.

Der Text lässt offen, wie die Familie schließlich in das im Kolchos von Domanevka eingerichtete Ghetto gekommen ist. Rimma Gal'perinas Bericht beruht auf den Erinnerungen des Großvaters. Diesen belastete das Erzählen darüber jedoch so stark, dass dies selten geschah. Zur Ergänzung der Lücken hat die Autorin Archivadokumente beigelegt, die den Aufenthalt der Familie im Ghetto in der ersten Hälfte von 1943 bezeugen. Das Lager lag in dem zu Rumänien geschlagenen Gebiet zwischen Dnestr und Bug. Bewacht von rumänischen Soldaten, umzäunt von Stacheldraht und inmitten der Steppe, war Flucht unmöglich. Die hier inhaftierten Juden und „Zigeuner“ erhielten als Nahrung täglich nur 200 Gramm Brot und die Schalen ausgepresster Kerne. In den ehemaligen Pferdeboxen lebten zwei bis drei Familien, alle litten unter Läuse und Krätze. Unterernährt, krank und zu schwerer Feldarbeit gezwungen, starben laut Archivangabe rund 20.000 Menschen. Erneut erleichterten die Fähigkeiten des Großvaters als Schneider der Familie das Leben – sie arbeiteten tagsüber in der Werkstatt und kamen so mit den zugeordneten Nahrungsrationen besser durch.

In der Märzoffensive 1944 befreite die Rote Armee die Südukraine, am 28. März das Ghetto Domanevka. Die Familie kehrte zurück nach Anan'ev, wo die Mutter drei Monate später an den Folgen ihrer

Nierenkrankheit starb. Unterernährt und schwach, schwebte auch Rimma lange zwischen Tod und Leben und träumte, wie sie von der toten Mutter bedrohlich lockend zu sich gerufen wurde.

Der Vater kehrte aus seinem Dienst in der Roten Armee zurück, lebte jedoch nicht mehr bei der Tochter und den Schwiegereltern, sondern baute sich in Kujbyšev an der Wolga eine neue Existenz auf. Beim Studium in Kujbyšev lernte Rimma Gal'perina die Familie ihres zukünftigen Mannes kennen, ebenfalls Juden, und gelangte so durch Heirat nach Minsk, wo sie seit 1959 lebt. Im zweiten Teil des Buches berichtet sie, wie die Mitglieder ihrer neuen Familie den Krieg überlebt haben. Die Schwiegereltern arbeiteten bis im Juni 1941 in der Minsker Lederfabrik, die beiden Söhne wurden mit ihrem Kindergarten nach Gor'kij evakuiert. Die Mutter konnte sich anschließen, der Vater überlebte den Krieg als Soldat der Roten Armee, alle übrigen Familienmitgliedern starben jedoch in den Ghettos von Minsk und Smiloviči. Rimmas Schwiegertochter wuchs als Tochter eines Baptisten auf, der den Gulag überlebt hatte und danach zu seiner Familie in das von Wäldern umgebene Dorf Suchaja Milja zurückkehrte. Dieses wurde 1942 bei einer Strafaktion gegen Partisanen von der Wehrmacht, zusammen mit allen männlichen Dorfbewohnern, verbrannt. Die Eltern und Schwestern des Schwiegersohns wurden zusammen mit den andern Juden des Dorfes Usljana erschossen.

Laut Rimma Gal'perina beruht die Identität der sowjetischen Juden auf diesen Erfahrungen der Verfolgung und des Antisemitismus. Zur Sprache, Kultur und Religion hingegen hätten die meisten den Zugang verloren. Am Ende des Buches erwähnt sie die Einrichtungen, welche heute die schon fast abgestorbenen jüdischen Wurzeln wieder stärken. In Minsk gibt es eine jüdische Schule, an den jüdischen Feiertagen wird im Staatsfernsehen gratuliert und in der „Geschichtswerkstatt“ sammelt und veröffentlicht man wie beim vorliegenden Buch die Lebensgeschichten der Holocaust-Überlebenden. Dadurch wird sicher gestellt, dass zumindest die Erinnerung bleibt. Denn, schreibt Gal'perina im eingangs zitierten Gedicht weiter: „Die Zeit nimmt unerbittlich die letzten Zeugen.“

Eva Mäder, Winterthur

LIDIJA JA. GINZBURG: Prochodjaščie charaktery. Proza voennykh let. Zapiski blokadnogo čeloveka. Sostavlenie, podgotovka teksta, primečanija i stat'i Ėmili van Baskirk / Andreja Zorina. Moskva: Novoe izdatel'stvo, 2011. 599 S. ISBN: 978-5-98379-143-5.

Das Leben im belagerten Leningrad war die Hölle. Kälte, Hunger, Krankheiten, Bombenangriffe und vor allem das massenhafte Sterben bestimmten den Alltag in der Stadt. Doch im Unterschied zu vielen anderen Katastrophen fand das Elend der Leningrader Bevölkerung zahlreiche Chronisten, die in ihren Tagebüchern, Notizen und Briefen festhielten, wie Erwartungssicherheit und Stabilität schwanden und niemand mehr über den Tag hinaus planen konnte. Aus der Masse dieser Quellen ragen Lidija Ginzburgs Arbeiten hinaus. Ihre Aufzeichnungen über die Leningrader Blockade gehören nicht nur zu den bekanntesten, sondern auch zu den wichtigsten und bewegendsten Zeugnissen aus der eingeschlossenen und hungernden Stadt. Wer die *Aufzeichnungen eines Blockademenschen* einmal gelesen hat, den lassen die Schilderungen einer in jeder Hinsicht eingefrorenen Gesellschaft nicht mehr los.

Ginzburg beschreibt, was Hunger und Not aus den Menschen machten, wie sich ihre Gedanken nur noch auf das Überleben konzentrierten und wie sie mit den Nachwirkungen dieser Ausnahmesituation zu kämpfen hatten. Ein Beispiel mag hier zur Illustration genügen. Sie beschreibt die Situation in einer Kantine im Sommer 1942, als der akute Hunger bereits überwunden war: „Es ist nicht sofort zu bemerken (im Winter war alles sofort erkennbar), dass die Leute sich hier mit einer tragischen Angelegenheit befassen. Man kann es begreifen, wenn man mit genauem Blick sieht, wie sie rasch den Löffel abblecken (den Teller abzulecken ist bereits nicht mehr akzeptiert), wie sie den Teller abkratzen, [...] wie sie mit dem Finger am Rand der Kaschaschüssel entlang fahren, wie sie vor dem ausgegebenen Essen verstummen und es aufmerksam betrachten, wie ihre

Köpfe automatisch der Kellnerin folgen.“ (S. 439) Es sind Beobachtungen wie diese, die die Lektüre zu einer nachdrücklichen Erfahrung machen. Denn man lernt hier nicht nur vieles über das Leben in Leningrad zwischen 1941 und 1944, sondern man versteht, wie menschliche Existenz unter Extrembedingungen funktionieren kann.

Trotzdem gab es bislang keine vollständige Ausgabe der *Aufzeichnungen eines Blockademenschen*. Gleiches galt auch für Ginzburgs andere Arbeiten aus und über Leningrad im Zweiten Weltkrieg. Andrej Zorin und Emily Van Buskirk nahmen die editorische Herausforderung an, aus bereits publizierten und bislang unveröffentlichten Versionen von Ginzburgs Texten eine wissenschaftlichen Standards genügende Ausgabe zu erstellen. Die Aufgabe erwies sich vor allem aufgrund von Ginzburgs Angewohnheit, eigene Texte immer wieder zu überarbeiten und teilweise noch nach Jahrzehnten zu ergänzen und zu verändern, als sehr komplex. Beinahe ein halbes Jahrhundert, von 1942 bis zu ihrem Tode im Jahr 1990, arbeitete sich die Autorin an ihrem Lebensthema ab. Deshalb bestand Ginzburg bei der ersten Publikation der „Aufzeichnungen“ im Jahr 1984 auch darauf, drei Daten unter dem Text zu platzieren: „1942–1962–1983“. Die Herausgeber haben keinen Aufwand gescheut, um die unterschiedlichen Schichten der einzelnen Texte und Fragmente zu identifizieren und zu ergründen, wie sich die Perspektive Ginzburgs auf die Blockadejahre veränderte. In ihren klugen Kommentaren rekonstruieren sie zudem die Arbeits- und Kompositionsweise der Autorin und gehen detailliert auf die Entstehungs- und Publikationsgeschichte der Texte ein. Das Resultat ihrer Bemühungen ist erfreulich: Die Ginzburg-Forschung verfügt nun endlich über eine solide publizierte Textbasis und für Historiker sind wichtige Quellen zur Blockade erschlossen worden. Vor allem aber führt einem das Buch so eindrücklich wie kein zweites die Tragödie der Leningrader vor Augen.

Robert Kindler, Berlin

OLESYA KHROMEYCHUK: “Undetermined” Ukrainians. Post-War Narratives of the Waffen SS “Galicia” Division. Oxford, Bern, Berlin [usw.]: Lang, 2013. XIX, 197 S., 5 Abb. = Nationalisms across the Globe, 11. ISBN: 978-3-0343-0874-8.

On 27 April 2014, young demonstrators marched through L'viv in memory of the 14th Waffen SS Galicia Division. They wore traditional embroidered

shirts and carried banners displaying the badge of the division. Coming at a time when the Kremlin was justifying its intervention in Ukraine with the claim that the country was being taken over by fascists, it provided supporters of the Russian line with visual evidence of the danger in Ukraine. Olesya Khromeychuk's study of the division is therefore very timely, appearing at a moment when the impact of narratives of the Ukrainian past, and of the divi-

sion in particular, in shaping contemporary politics has reached the attention of many beyond the ivory tower.

Khromeychuk's book is based on memoirs by members of the division (hereafter referred to as "Galicians"), her interviews with former "Galicians", British and Canadian archival documents and debates in the two countries' press. It has two goals: (1) to explain why the "Galicians" were allowed to settle in the West and (2) to examine the narratives created by the "Galicians" about their activity. In doing so, she hopes to avoid the tendency of earlier studies to condemn or exculpate. The author acknowledges that she cannot but construct her own narrative, yet states – perhaps in contradiction to this – that she hopes to avoid creating her own 'truth' to compete with those espoused in the other narratives.

Khromeychuk rightly sees the roots of the Waffen SS Galicia Division in the nationalist desires for a Ukrainian army going back to the First World War and the associated attempts to work with successive German regimes from 1918. Perhaps, she could have made clearer the origins of this desire in the debates over the failure to create an independent, non-Soviet Ukrainian state and stressed more firmly how German-Ukrainian cooperation went back to the contacts created during the First World War and the Central Powers' occupation of Ukraine. In particular, it would have been interesting to address the question of whether the German-Ukrainian relationship was more based on ideological affinity or geopolitical pragmatism. If the author had drawn on the definitive account of this relationship before 1939 (FRANK GOLCZEWSKI: *Deutsche und Ukrainer. 1914–1939*. Paderborn 2010), she could have dealt with these aspects more comprehensively. Khromeychuk mentions the work in her bibliography but does not cite it in the footnotes.

The author identifies three narratives surrounding the division's alleged participation in war crimes: (1) that the division was entirely innocent of wrongdoing; (2) that the division committed war crimes against Poles in the village of Huta Pieniacka and during the suppression of the Slovakian national uprising, and (3) that the division, as a unit, probably did not commit war crimes, but many of its members had been involved in major atrocities while serving with other detachments. Often, Khromeychuk seems to prefer the third option. This would certainly be a balanced and nuanced conclusion, albeit a preliminary one requiring further archival research. Nevertheless, it indicates the difficulty of writing a history that does not construct its

own 'truth': in order to expose the omissions and distortions within the different narratives, as Khromeychuk indeed seeks to do, one cannot avoid arranging them into a hierarchy of probability.

In order to resist repatriation to the USSR, the "Galicians" created a narrative that claimed that the unit represented a homogeneous national group, who had not been citizens of the USSR before the invasion of Poland, and that they had joined the division not out of political conviction or Germanophilia but in a desire to resist the Soviets. The British were receptive to this narrative in order to avoid a repetition of the scandal surrounding the forced repatriation of Cossacks to the Soviet Union. They also found the Soviet evidence of war crimes to be insufficient. Here, Khromeychuk meticulously traces the omissions in the British reports that allowed the texts to remain consistent with this narrative. She underlines that the British screening provided an inadequate account of the division's wartime activity. However, a little more background detail, for example the debates on the repatriation of the Cossacks, would have been useful here.

The author gives an equally discriminating account of the conflicting narratives that emerged in Britain and Canada concerning the proposed settlement of "Galicians" in the two countries. She finds evidence that the Ukrainian aid organizations who took up the case of the former members of the division did have reservations about some "Galicians". She is also keenly aware of the potential contradictions in the narratives. For example, she observes that the claim made in defence of the "Galicians" that many had only served in the division for a short time contained an inherent danger: joining later could be taken as evidence that the individual had spent longer in units more deeply implicated in war crimes.

The work concludes with a brief overview of the controversy surrounding the division in contemporary Ukrainian debates over the Second World War. This section contains some interesting comments from participants in the debate taken from interviews conducted by the author. However, without a discussion of the diaspora memorialisation of the division and its influence on memory in Ukraine itself, this section feels slightly incomplete.

Given the extreme sensitivity of the subject, Khromeychuk understandably seeks to maintain a studied non-partisanship throughout the work. Perhaps she goes too far here. For example, the author writes that the debates over the *Organisation of Ukrainian Nationalists'* attitude toward Jews "rarely

engage in a constructive dialogue” despite the fact that “scholars offer undeniable evidence of the nationalists’ anti-Semitic sentiment” (p. 33). Reading this, one asks oneself whether it would be possible to have a constructive dialogue with those who deny the undeniable.

Khromeychuk’s approach reveals how the “Galicians” developed exculpatory narratives surrounding their service in the Waffen SS and successfully presented these to the British and Canadian authorities in order to avoid repatriation to the Soviet Union and gain the right to settle in the Western countries as citizens. While there is nothing particularly surprising about the narratives themselves, her

argument as to their application is quite convincing. Certainly, more archival research is needed to find out, for example, how far the division was involved in atrocities during the Slovakian national uprising or whether “Galicians” who fought in the Wiking Division later re-joined the Galicia Division. A study of narratives alone cannot answer these questions, nor can it avoid constructing its own ‘truth’. However, despite these reservations, Khromeychuk’s work is a refreshingly non-polemical discussion of a fraught historical question with contemporary political relevance.

Christopher Gilley, Hamburg

Zwischen Stadt und Steppe. Künstlerische Texte der ukrainischen Moderne aus den 1910er bis 1930er Jahren. Hrsg. und komm. von Marina Dmitrieva. Zusammengestellt von Marina Dmitrieva / Dmytro Horbachov. Aus dem Ukrainischen übersetzt von Claudia Dathe. Aus dem Russischen übersetzt von Heidemarie Petersen. Berlin: Lukas, 2012. 336 S., 28 Abb. ISBN: 978-3-86732-119-8.

Ja, es habe auch eine eigene ukrainische Avantgarde gegeben, wenngleich sie immer im Schatten der russischen stand und bis heute stehe. Das jedenfalls postuliert die Herausgeberin in ihrer Einleitung zum Sammelband *Zwischen Stadt und Steppe*. Das Buch ist im Anschluss an die Tagung *Ostmitteleuropa und die Steppe* des Geisteswissenschaftlichen Zentrums Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) entstanden. Beim Versuch, die moderne ukrainische Kunst zu definieren, muss Dmitrieva allerdings zugeben, dass es schwierig sei, sie von der russischen oder auch der deutschen und französischen Moderne abzugrenzen, gerade weil sie weg von nationalen Besonderheiten, Heimattümelei und Provinzialismus hin zum allgemein gültigen Internationalismus strebe und stilistisch, national und regional vielfältig sei. So ist denn auch die Hälfte der vorgestellten Texte im Original russisch verfasst, die andere Hälfte ukrainisch, zwei Beiträge erscheinen im englischen Original; die Autoren haben bunte Lebensläufe mit vielfältigen Studienorten und Wirkungsstätten in Moskau, St. Petersburg, Kiew, Lemberg, Paris, Berlin oder München und sogar Japan. Dmitrieva begründet ihre Auswahl damit, dass die Texte an der Schnittstelle zwischen Ost und West, zwischen Europa und Russland zu verorten seien und alle eine Bedeutung für die Grundpositionen der ukrainischen

Kultur besäßen oder wenigstens eine thematische Bezugnahme zur Ukraine aufzuweisen hätten. Ziel aller Künstler und Autoren sei es gewesen, „die Kultur in der Ukraine aufzubauen“ (S. 25). Um so tragischer und paradoxer ist, dass viele der Autoren in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts den Tod im Lager fanden oder hingerichtet wurden, verfolgt als reaktionäre ukrainische Nationalisten, obwohl sie sich doch für die Erneuerung der ukrainischen Kultur innerhalb der neuen sozialistischen Ordnung eingesetzt hatten.

Indem die Herausgeberin Erinnerungen, theoretische Texte, Reden und Zeitschriftenbeiträge (v.a. aus den beiden konkurrierenden avantgardistischen Zeitschriften *Nova Heneracija* (Neue Generation) und *Avanbhard* (Avantgarde) von Künstlern und Theoretikern zugänglich macht, möchte sie Antworten geben auf die Fragen, wo denn die Quellen dieser neuen Kunst liegen und wie die Verbindungen von Tradition und Moderne hergestellt werden. Es kristallisiert sich heraus, dass die Stadt auf der einen, die Steppe oder das Land auf der anderen Seite die beiden Endpunkte darstellen: die Stadt steht dabei als Zentrum für dynamische Brüche und Diskontinuität, für Fortschritt, Hektik und Bewegung, all die Momente, die den Futurismus *per se* ausmachen; die Peripherie symbolisiert dagegen Tradition, Kontinuität und Verbundenheit mit der Natur. Manche Künstler sehen zwischen diesen Welten Energieströme fließen, aus denen sie künstlerische Inspiration schöpfen.

Die rund 30 Beiträge sind in drei Abteilungen sortiert: *Von der Ethnographie zur „Ästhetik“: Konzepte nationaler Kunst*, *Die Kunst und ihre Elemente* sowie *Die Kunstsmen*. Das ist zwar gut gemeint, doch wirklich helfen tut diese Zusammenstellung nicht: Zu heterogen sind die einzelnen Texte, zu verschieden in Form, Stil und Intention.

Die Palette reicht in der ersten Abteilung von autobiographischen Erinnerungen Benedikt Livšics an seinen Besuch auf dem Gut Černjanka in der südrussischen Steppe bei der Künstlerfamilie Burljuk über einen Vortrag des Malers, Theoretikers und Kunstpädagogen Aleksandr Bogomazov auf dem Allukrainischen Künstlerkongress 1918 bis zu den Positionen einer jüdischen Kunsttheorie. Issachar Ber Ryback und Boris Aronson legen darin die Vermischung nationaler und jüdischer Spezifika dar und stellen die Anpassungsfähigkeit der Juden besonders heraus.

Vasilij Kandinskij und Kazimir Malevič sind wohl die berühmtesten Namen im zweiten Block. Hier erfährt man aus unterschiedlichen Blickwinkeln den Weg zur neuen modernen Kunst, von ihren Vorläufern und Traditionen. Je nach ideologischer Verortung der Schreiber gilt es, das Alte komplett über Bord zu werfen oder daraus organisch das Neue zu entwickeln.

Die meisten Beiträge des dritten Blocks über die „Kunstismen“ sind sehr speziell, gehen ins Philosophische und behandeln so eigenartige Dinge wie den Spiralismus oder den Lebensbiometer.

Eine Sonderstellung nimmt der Abschnitt *Zum Umbau der künstlerischen Front* ein. Wirklich bemerkenswert sind die Reden dreier Künstler auf dem

„Plenum des Organisationsbüros des Verbandes sowjetischer Maler und Bildhauer der USSR von 1933“. Selbstkritik in Reinkultur legt hier Zeugnis von einer Wende in der Kulturpolitik ab und dokumentiert den Versuch, im letzten Moment den Hals aus der Schlinge zu ziehen, ohne das eigene Lebenswerk verraten zu müssen.

Wohl niemand wird den Sammelband von Anfang bis Ende lesen. Verdienst der Zusammenstellung ist daher wohl vor allem, dass Texte übersetzt zugänglich gemacht wurden, die zuletzt vor rund 100 Jahren erschienen sind. So lässt sich der häufig agitatorische O-Ton, aber auch die Begeisterung für das Neue unmittelbar erleben. Leider helfen die Anmerkungen der Herausgeberin nicht immer zum Verständnis, da oftmals nur die Quellen genannt werden. Wenn sie jedoch wirklich etwas anmerkt, ist das sehr interessant. Bedauerlicherweise verstecken sich manche Erklärungen zu einzelnen Texten auch in der Einleitung. Hier wären eine kürzere und dafür analytischere Einleitung und ausführlichere Anmerkungen zu den einzelnen Beiträgen hilfreicher gewesen. Schade auch, dass Abbildungen nur in der Einleitung abgedruckt sind. Sie hätten dem Verständnis von Kunst auch noch etwas Erlebnis hinzufügen können.

Jana Bürgers, Offenburg

Pamjat' i vremja. Al'manach. Vyp. 1. Sost. Vadim Akopjan. Minsk: Vydav. Medisont, 2014. 415 S., 40 Abb., 1 Kte. ISBN: 978-985-7085-23-1.

„Erinnerung und Zeit“ – so lautet der Titel einer neuen Reihe mit dem Ziel, Zeitzeugenberichte zum Holocaust in Belarus zu verschriftlichen und zu publizieren. Herausgegeben wird die Reihe vom Leiter des jüdischen Museums in Minsk, Vadim Akopjan, sowie dem Chefredaktor der Zeitschrift *Mišpocha*, Arkadij Šulman. Der erste Band enthält 15 Texte von Juden vorwiegend aus Minsk, die 1941 zwischen 4 und 27 Jahre alt waren. Die Herausgeber haben die Texte durch Titelseiten mit noch wenig bekannten Bildern thematisch geordnet. Die erste Gruppe behandelt den Kriegsbeginn und enthält zwei gegensätzliche Texte. Der damals zehnjährige LEV STEL'MAN beschreibt, basierend auf seinen Erinnerungen und Gesprächen mit Familienmitgliedern, seinen Weg in die Evakuierung. Da die Sommerferien bereits begonnen hatten, befand sich sein Bruder wie viele andere Kinder in einem Lager außerhalb der Stadt. Nach der Nachricht vom deutschen Einmarsch am 22. Juni 1941 suchten die Eltern im aus-

brechenden Chaos zuerst ihre Kinder, bevor sie an Flucht dachten. Da war es dafür oft bereits zu spät – die Straßen waren durch die flüchtende Rote Armee und die vorrückende Wehrmacht versperrt. Diese zwang die Zivilbevölkerung, an ihren Wohnort zurückzukehren. Weil ein Onkel Stel'mans für das ZK der belarussischen Gebietspartei arbeitete und über einen Lastwagen und Chauffeur verfügte, gelangte die Großfamilie trotz verspätetem Aufbruch noch zur Eisenbahn und konnte einen nach Osten fahrenden Zug besteigen, der auch recht bald schon den Schutz versprechenden Status als Flüchtlingszug erhielt. Dennoch wurde er jedoch mehrmals bombardiert, worauf die Passagiere in den Wald flüchteten und die Familie auseinander gerissen wurde. Nur dank viel Glück fanden alle wieder zusammen und gelangten nach 12-tägiger Odyssee schließlich in die autonome tschuwaschische Republik.

Auf die Perspektive des Kindes folgt diejenige des Schriftstellers GENNADIJ ŠVEDIK. Er hatte bis zu Kriegsbeginn mehrere Bücher publiziert, war eine anerkannte Autorität und sollte daher nach seinem freiwilligen Eintritt in die Rote Armee eine Führungsfunktion übernehmen. Schließlich fehlte ihm

aber das nötige mathematische Vorstellungsvermögen, um dem Offizierskurs folgen zu können, und er starb als einfacher Maschinengewehrschütze bei einem seiner ersten Einsätze an der Front. Erhalten blieben die Briefe an seine Frau, die hier publiziert werden. Es handelt sich dabei um den einzigen Text, der nicht aus der Retrospektive verfasst ist. Vieldeutige Formulierungen und seine Bitte, alles weitere beim Boten persönlich zu erfragen, weisen darauf hin, dass Švedik mit dem Gedanken an die Zensur geschrieben hat.

Der zweite Teil besteht aus den Erinnerungen von IOSIF GRAJFER, ROMAN GUREVIČ, MICHAIL NORDŠTEJN, LEJA GUTKOVIČ, LEONID SMILOVICKIJ, SIMA MARGOLINA und JAKOV KRAVČINSKIJ und schildert den Überlebenskampf und das Sterben im Ghetto. Dieses wurde am 19. Juli, drei Wochen nach der deutschen Besetzung von Minsk am 26. Juni 1941, eingerichtet. Für die jüdischen Bewohner, die sich zuvor in manchen Fällen nicht als Juden gefühlt hatten und die sich aufgrund von sowjetischen Kriegsfilmern und dem Stalinkult eine solch schnelle Besetzung nicht hatte vorstellen können, war der erzwungene Umzug ins Ghetto ein Schock. Dieses war mit insgesamt rund 100.000 Bewohnern das größte in der ehemaligen Sowjetunion. Angelegt zwischen sieben Straßen im Nordosten von Minsk, war es bis an die Grenzen gefüllt. Vielköpfige Familien wohnten in kleinen Räumen, nur dank baulichen Improvisationen konnten alle gleichzeitig schlafen. Neben dieser Enge kommen die sechs großen und zahlreichen kleineren Pogrome in allen Berichten vor. Mit diesen verbinden die Erzählenden die vielleicht traumatischsten Erinnerungen, mussten sie doch zusehen, wie nach und nach ihre engsten Angehörigen erschossen oder zur Vergasung abgeholt wurden. Das dritte gemeinsame Thema ist der qualvolle Hunger, an dem alle litten. Essen erhielten nur Ghettobewohner, die arbeiteten. Kinder, alte Menschen, Schwache, die nicht (mehr) arbeiten konnten oder für die es keine Arbeit gab, wurden von den Verwandten ernährt, die von früh bis spät außerhalb des Ghettos Schwerarbeit leisteten und dafür Wassersuppe erhielten. Der Tausch von Wertsachen gegen Nahrung durch den Stacheldrahtzaun des Ghettos war zwar verboten, wurde aus Not aber dennoch praktiziert. Spätestens nach dem ersten Winter blieb den meisten aber nichts mehr zum Tauschen. Die sieben Autoren waren 1941 zwischen vier und 14 Jahren alt und damit noch klein genug, um durch den Ghettozaun hindurchkriechen zu können. Sie nahmen die Gefahr auf sich und bettelten im „russischen“ Teil von Minsk um Essen. Nelly Ger-

bovickaja hatte dabei enormes Glück – sie wurde dank der Hilfe einer mutigen Passantin und eines Stadtbeamten von einem Kinderheim aufgenommen. Den andern Erzählern blieb nur die Rückkehr ins Ghetto. Als Flüchtlinge setzten sie nicht nur ihr eigenes Leben aufs Spiel, sondern auch dasjenige der Familien, die ihnen halfen.

Der besondere Wert von Sima Margolinas Text besteht darin, dass sie das Ghetto der Provinzstadt Usda beschreibt und zeigt, dass die Juden außerhalb von Minsk mit ähnlichen Mitteln getötet wurden wie in der Hauptstadt. Margolinas Familie flüchtete nach einem Pogrom mit großer Not nach Minsk, nur um hier erneut im Ghetto zu landen. Gerettet wurde sie schließlich, weil sie wiederholt bei Arbeitseinsätzen davonschlich, bis sie schließlich von einer Bäuerin als Jüdin erkannt und mit ins Dorf genommen wurde. Hier lebte sie bis zur Befreiung bei Bauern und beschreibt die schwierigen Lebensumstände und die harte Arbeit auf dem Dorf, aber auch, wie es ihr mühsam gelang, die landwirtschaftlichen Tätigkeiten zu lernen, und schließlich von den Bauern als eine der ihren akzeptiert wurde.

Der dritte Abschnitt enthält einen Text von SOF'JA SADOVSKAJA und schildert das scheinbar Unmögliche: Widerstandskampf direkt aus dem Ghetto. Mit der Verwaltung des Ghettos waren Juden beauftragt, welche Sadovskaja anfänglich insgesamt für Kollaborateure hielt. Sie erfuhr aber, wie ein Mitglied bis zu seiner Verhaftung im Juli 1942 heimlich für die Partisanen arbeitete. Er sorgte dafür, dass die Karteikarten geflüchteter Juden verschwanden oder die Ärzte deren Tod bescheinigten und damit die Suche nach den Verschwundenen verhinderten. Das Untergrundkomitee bestand aus Juden, die versuchten, Waffen zu stehlen, Texte zu drucken und vor allem Ghettobewohnern zu helfen, zu den Partisanen zu gelangen. Sadovskaja erwarb sich unbewusst das Vertrauen dieses in strengster Geheimhaltung operierenden Grüppchens, als sie beim Entladen von Munitionskisten Patronen entwendete und dabei von „den Eigenen“ beobachtet wurde. Neben den Briefen Švediks ist dieser Beitrag als einziger noch zur Sowjetzeit entstanden, was an der ideologisch gefärbten Betonung des belarussisch-jüdischen Zusammenhalts deutlich wird. Tatsächlich haben außerordentlich viele Belarussen unter Lebensgefahr Juden geholfen, im Buch wird aber auch beschrieben, wie Belarussen Juden verrieten, übel beschimpften oder nach 1945 diskriminierten.

Im vierten Teil erzählen MICHAIL TREJSTER, PAVEL RUBINČIK und SAVELIJ KAPLINSKIJ, wie ihnen die Flucht zu den Partisanen gelang. Die wenigen

Ghettobewohner, die fähig waren, Leidensgenossen zu den Partisanen zu führen, wollten in erster Linie Kampffähige mit Waffen. Unter den rund 23.000 Partisanen, die 1942 in Belarus operierten, nahmen nur wenige Gruppen Frauen und Kinder auf. Flüchtlinge riskierten, beim Ausbruch aus dem Ghetto und beim Marsch in die Wälder be- und erschossen zu werden, oder sie starben danach bei Gefechten. Besonders bitter waren die zahlreichen Verluste beim Rückzug der Deutschen, unmittelbar vor der Befreiung durch die Rote Armee Anfang Juli 1944. Der US-amerikanische Historiker Timothy Snyder schätzt in seinem Werk *Bloodlands: Europa zwischen Hitler und Stalin*, dass von rund 10.000 Juden, die aus Minsk zu den Partisanen gelangten, nur die Hälfte überlebte.

LEONID RUBINŠTEIN und NAUM CHEJFES beschreiben im letzten Teil das berüchtigte Konzentrationslager an der Širokaja-Straße. Dieses befand sich in einem ehemaligen Pferdestall einer Kavallerieeinheit und wurde vom SS-Offizier Gorodecki geleitet, der bei jedem Lagerbesuch routinemäßig Gefangene für Belanglosigkeiten erschießen ließ. In der Regel wurden die Inhaftierten nach dem Ende ihres Arbeitseinsatzes in das am Stadtrand von Minsk gelegene Vernichtungslager Malyj Trostinec gebracht, vergast oder erschossen. Einige gelangten aber durch Zufall oder weil sie bei der Auslese noch arbeitsfähig genug waren, zuerst in Konzentrationslager in Polen, dann in Deutschland. GALINA DAVYDOVA hatte einen noch

längeren Transport zu erdulden und wurde beim Festungsbau in Cherbourg eingesetzt. Obwohl alle drei ohne eigenes Zutun in Gefangenschaft geraten waren, galten sie nach der Rückkehr in die Sowjetunion als Landesverräter. LEONID RUBINŠTEIN berichtet, wie er nach seiner Befreiung durch die US-Armee durchaus vor der Rückkehr gewarnt wurde. Doch der nun 18-Jährige hatte keine Angehörigen und Verwandten mehr und glaubte, dass man nur die Heimat nicht verlieren dürfe. Bestätigt wurde er dabei durch ein Lied mit genau dieser Botschaft, das er im sowjetischen Repatriierungslager immer wieder singen musste.

Von den rund 700.000 jüdischen Menschen, die 1941 in Belarus gelebt haben, wurden während des Zweiten Weltkriegs rund 500.000 getötet. Wer diesen Sammelband liest, lernt 15 Geschichten kennen, die dem nur schwer vorstellbaren Leid ein Gesicht verleihen. Man erfährt, wie sie ihrer elementarsten Rechte beraubt, wie ihre Würde missachtet wurde, wie ihre Körper und Seelen durch Hunger, Zwangsarbeit und unmenschliche Lebensbedingungen geschändet wurden. „Was ist Holocaust?“, fragt JOSIF GRAIFER in seinem Beitrag und antwortet: „der Zustand des Menschen, der ohne Schuld und ohne Hoffnung auf Erbarmen zum Tode verurteilt ist“. Dank diesem Buch haben die zahlreichen Menschen, über deren Tod hier berichtet wird und die in Massengräbern bestattet wurden, wenigstens posthum ein Denkmal erhalten.

Eva Mäder, Winterthur

Das Jahr 1989 im deutsch-tschechisch-slowakischen Kontext. Hrsg. von Edita Ivaničková / Miloš Řezník / Volker Zimmermann. Essen: Klartext, 2014. 280 S., Graph. = Veröffentlichungen der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission, 19. ISBN: 978-3-8375-1009-6.

Inhaltsverzeichnis:

<http://d-nb.info/1045787582/04>

Der vorliegende, dem Jahr 1989 im deutsch-tschechisch-slowakischen Kontext gewidmete Sammelband geht auf die Konferenz der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission des Jahres 2009 zurück, die weniger als Jubiläumsveranstaltung 20 Jahre nach 1989, denn als offene Bestandsaufnahme über den Forschungsstand und über laufende Arbeiten konzipiert war. Rechtzeitig vor dem 25-jährigen Jubiläum wurde der Band nun im Dezember 2013 veröffentlicht. Bi- und in diesem Fall trilaterale Historikerkommissionen sind

wichtig, da sie in institutionalisierter Weise einen Rahmen für die Aufarbeitung von gemeinsamer Geschichte bieten. Zu den Aufgaben der Kommissionen gehört es auch, die Ergebnisse ihrer Arbeit der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Ob dies jedoch im Falle jeder Konferenz durch einen Tagungsband erfolgen muss, erscheint fraglich, da beispielsweise in diesem Fall zumindest die ersten vier Beiträge bereits in der einen oder anderen Form veröffentlicht worden sind.

Nach einer kurzen Einführung der Herausgeber, die in aller Kürze über die Problematik der Existenz eines Erinnerungsortes „1989“ im Jahr 2009 reflektiert und die Beiträge des Bandes vorstellt, bilden zwei Texte mit grundlegenden Überlegungen zu den Wegen in das Jahr 1989 den eigentlichen Auftakt des Bandes. Zunächst liefert CHRISTOPH BOYER seine – vor allem mit Blick auf die „exogenen Faktoren“ – stark ökonomisch inspirierten *Überlegungen zum Systemwechsel in Ostmitteleuropa* (ausführlicher nachzulesen in den *Vierteljahrsheften für Zeitgeschichte* 1/2011). Sein bemerkenswertestes Interpretationsan-

gebot bleibt die These, dass die vormaligen sozialistischen Staaten 1989 lediglich auf die westlichen Lösungsansätzen zur Bewältigung der Herausforderungen einer sich immer rascher globalisierenden Welt umschwenkten. Anschließend bietet MICHAL PULLMANN eine eher faktographisch-konventionelle Darstellung zu Verlauf und Ursachen des „Zusammenbruchs der kommunistischen Herrschaft in Ost- und Mitteleuropa“.

Ohne „deutschen Kontext“ kommen die beiden darauffolgenden Beiträge aus. BEATA KATREBOVA-BLEHOVA spürt dem „sowjetischen Faktor“ beim Fall des Kommunismus in der Tschechoslowakei nach. Nur langsam begann sich unter Michail S. Gorbatschov das stabile Verhältnis zwischen der Sowjetunion und dem tschechoslowakischen „Normalisierungsregime“ zu verändern. Aufgrund der nach wie vor unbefriedigenden Quellenlage müssen weiterhin viele Fragen offen bleiben. Dies betrifft auch die Frage, ob es in diesem Kontext nun Gorbatschovs Zurückhaltung bei der Einmischung in die inneren Angelegenheiten der „Bruderstaaten“ oder den reformfeindlichen Kräften der tschechoslowakischen Führung geschuldet war, dass in der Tschechoslowakei die längste Zeit Reformen ausblieben. Die Autorin neigt der Interpretation zu, dass das Fehlen einer stärkeren Parteinahme Gorbatschovs zugunsten der reformwilligen Kräfte in der KSČ dafür hauptverantwortlich war. Der anschließende umfangreiche Aufsatz von JAMES KRAPFL, dessen Forschungsergebnisse hier erstmals in deutscher Sprache veröffentlicht werden, geht auf Basis von Flugblättern, Proklamationen, Manifesten und Mitteilungsblättern der Monate November und Dezember 1989 den „Idealen des November“ in der Tschechoslowakei nach. Seinen Ergebnissen zufolge war die „samte Revolution“ eine besonders idealistische, und es bildete sich ein „revolutionärer Idealismus“ aus, den der Autor unter folgenden Begriffen in Unterkapiteln erläutert: „Gewaltfreiheit“, „Selbstorganisation“, „Demokratie“, „Fairness“, „Menschlichkeit“ und auch „Sozialismus“, der natürlich nicht über Nacht verschwand, nun aber wieder als einer mit „menschlichem Antlitz“ verstanden wurde. Abschließend setzt er sich kritisch mit der von Jürgen Habermas und François Furet verfochtenen These auseinander, dass die Revolutionen des Jahres 1989 keine neuen, zukunftsweisenden Ideen gebracht hätten, und kontext in philosophischer Manier mit der Gegenfrage, was für eine Zukunft wir denn hätten, wenn „Menschlichkeit“ und „Gewaltfreiheit“ nicht deren Teile wären.

MIROSLAV KUNŠTÁT und THOMÁŠ VILÍMEK bie-

ten einen quellenengesättigten Aufriss der doppeldeutsch-tschechoslowakischen Dreierbeziehung „im Zeichen der Perestroika“. Obwohl sich die politischen Beziehungen Prags zur Bundesrepublik Deutschland zusehends entkrampften, blieben die „brüderlichen“ Beziehungen zur SED/DDR eng und wurden noch weiter intensiviert. Eine Intensivierung erfuhr aber auch die Solidarisierung unter den Regimegegnern beider Länder. Wünschenswert wären noch abschließende Bemerkungen zur Haltung der seit 1990 föderativen Tschechoslowakei zur deutschen Einheit im Jahr 1990 gewesen, denn – wie die beiden Autoren am Ende ihres Beitrags zurecht anmerken – kamen (trotzdem die Beziehungen nun auf einer vollkommen neuen Grundlage standen) bald „viele alt-neue, aus der Vergangenheit herührende Probleme“ wieder ans Tageslicht. Thematisch anschließend geht ONDŘEJ PÖSS nach einleitenden Ausführungen zur Lage der deutschen Minderheit in der Tschechoslowakei nach 1945 der von den Deutschen in der Slowakei vor dem Hintergrund der Veränderungen des Jahres 1989 wahrgenommenen „Chance zur Selbstorganisation“ nach. Früh im Jahr 1990 wurde mit der Gründung von Vereinen und der Herausgabe von Nachrichten begonnen; eine besondere Rolle spielten dabei die Karpatendeutschen.

DIETER SEGERT und VLADIMÍR HANDL behandeln vergleichend die Sozialismus- bzw. Reformdiskussionen der „intellektuellen Dienstklasse“ von SED und KSČ, deren Bedeutung für den gewaltlosen Ablauf des Machtwechsels sowie deren Fortwirken als politische Akteure in der Nachwendezeit. Ebenfalls vergleichend referiert SUSANNE SCHWARZ die Europa-Bilder tschechoslowakischer und ostdeutscher Bürgerrechtler. Während die „Unteilbarkeit des Friedens“ zentraler Bestandteil der dissidenten Diskussion in beiden Staaten war, attestiert die Autorin dem tschechoslowakischen Dissens ein stärkeres Bestreben, die eigene „Europäizität“ zu unterstreichen. Nicht unbedeutend hierfür waren neben der KSZE die unterschiedlichen Mitteleuropakonzeptionen der achtziger Jahre, die nur selten die DDR mit einschlossen. Die „samte Revolution“ symbolisierte schließlich auch die „Rückkehr“ der Tschechoslowakei „nach Europa“ – die Euphorie darüber verblasste in Teilen der tschechischen politischen Klasse aber rasch, was sich dann auch in einer integrationsfeindlichen EU-Politik äußerte. Für die Akteure aus der DDR wurden ihre Europakonzepte mit der deutschen Einheit und der damit verbundenen sofortigen Zugehörigkeit zur EU praktisch obsolet. Der dritte vergleichende Beitrag aus

der Feder von BLANKA KOFFER widmet sich den Handlungsspielräumen ostdeutscher und tschechischer Ethnografen in der Zeit des Systemwechsels, der sich gewissermaßen als ein Übergang vom Reagieren auf die Veränderungen zum eigenständigen Agieren, wenn auch mit ungewissem Ausgang, charakterisieren lässt.

Die letzten beiden Beiträge des Bandes sind laut Einleitung dem gegenwärtigen Erinnern an 1989 gewidmet, vielmehr gehen sie aber Fragen der Deutungshoheit und dem historischen Bewusstsein der Gesellschaft sowie den Ergebnissen von Geschichtsvermittlung nach. ADAM HUDEK bietet eine kritische Analyse der Rolle der Historiker bei der Formierung des historischen Bewusstseins in der Slowakei. Jedenfalls brachte das Ende der kommunistischen Herrschaft eine Hinwendung der Forschung zur „nationalen Frage“, weshalb die Zahl der Arbeiten über 1989 gering geblieben ist. Der Vergleich mit Tschechien und Deutschland bleibt daher auch schwach ausgeprägt. Deutlich wird aber, dass die Deutungshoheit über den Herbst 1989 in der ehemaligen Tschechoslowakei (in Tschechien mittlerweile weniger stark als in der Slowakei) viel stärker den damaligen Akteuren überlassen wurde, als dies im geeinten Deutschland der Fall war. Eine umfassende wissenschaftliche Analyse des Zusammenbruchs des kommunistischen Regimes und darauf folgend des tschechoslowakischen Staates steht seines Erachtens aus; zumindest letzteres dürfte zutreffen.

NICOLE HORÁKOVÁ-HIRSCHLER und VLADIMÍR J. HORÁK präsentieren abschließend mit zahlreichen

Grafiken aufbereitet die Ergebnisse einer Untersuchung zur Sicht heutiger Studierender in Ostrava auf die kommunistische Tschechoslowakei und vergleichen die Ergebnisse so weit als möglich mit verfügbaren Daten aus Deutschland. Auch wenn das Faktenwissen (weniger das Verstehen von Zusammenhängen) unter den tschechischen Studierenden vergleichsweise gut ausgeprägt scheint, so bleibt die kontextualisierte Vermittlung der jüngsten Zeitgeschichte eine vordringliche Aufgabe der Geschichtswissenschaft und – noch wichtiger – des Schulunterrichts.

Abschließend bleibt festzuhalten, dass der vorliegende Band eine Reihe solider Quellenforschungen beinhaltet. Insbesondere jene Beiträge, die tatsächlich den deutsch-tschechoslowakischen Kontext des Jahres 1989 ausleuchten oder eben vergleichend behandeln, können mit großem Gewinn gelesen werden. Sie liefern neue Perspektiven und greifen bisher wenig beachtete Forschungsfelder auf. Der Band enthält somit Elemente einer gemeinsamen Geschichtserzählung zu den Ursachen des Falls der kommunistischen Regime in der DDR und der Tschechoslowakei sowie vor allem auch zu den daraus resultierenden Nachwirkungen bis in die Gegenwart. Das Jahr 1989 stellt nur die Klammer der im Band behandelten Themen dar. Es überwiegen Beiträge, die eindeutig der Kommunismusforschung zuzurechnen sind. Bis auf wenige Ausnahmen bleibt die Rolle der Bundesrepublik außen vor, diese sollte aber in künftigen Publikationen zu diesem Themenfeld eine stärkere Berücksichtigung finden.

Maximilian Graf, Wien

RORY YEOMANS: Visions of Annihilation. The Ustasha Regime and the Cultural Politics of Fascism, 1941–1945. Pittsburgh, PA: University of Pittsburgh Press, 2013, X, 446 S., 10 Abb. = Pitt Series in Russian and East European Studies. ISBN: 978-0-8229-6192-5.

Nicht im Kroatischen, aber im Russischen gibt es das Kompositum des *gid-perevodčik*, des Reiseführers und Übersetzers. Dieses Wort kommt einem in den Sinn, wenn man das neue Buch von Rory Yeomans, Senior International Research Analyst beim International Directorate des britischen Justizministeriums, in den Händen hält.

Folgt man dem Untertitel, dann geht es in Yeomans Buch um das Ustaša-Regime im *Unabhängigen Staat Kroatien* (=NDH) 1941–1945 und die kulturelle Politik des Faschismus. Yeomans erweist sich als

kritisch-analytischer Reiseführer in das Innere der Diktatur. Auf der Grundlage einer Vielzahl staatlicher Quellen, von zeitgenössischen Zeitschriften, Zeitungen und Verbandsblättern sowie belletristischen Texten, um nur die wichtigsten Gattungen zu nennen, führt er durch den Alltag des NDH. Er erliegt keinerlei Einseitigkeiten mit Blick auf ‚ethnische Kategorisierungen‘ oder Täter-Opfer-Dichotomien, sondern kann auf einer guten Quellengrundlage zu sehr differenzierten Urteilen gelangen. Zu diesem Befund steht die Tatsache kaum im Widerspruch, dass Yeomans die umfänglichen Bestände zum NDH im Militärarchiv in Belgrad sowie in regionalen Archiven außerhalb Zagrebs nicht eingesehen hat und auch die Akten der Föderalen Kommission zur Untersuchung der Kriegsverbrechen im *Arhiv Jugoslavije* in Belgrad nicht heranziehen konnte. Zudem vermisst man die Arbeiten von Ivo Gold-

stein zu Kroatien im Zweiten Weltkrieg in der Literaturliste.

Handelt es sich bei dem zusammengetragenen Material um Quellen aus der Herrschaftsperspektive? Eine Antwort auf diese Frage zu finden ist zugegebenermaßen schwierig. Gleichwohl stellt sich Yeomans dieser Frage in einigen der im Folgenden beschriebenen Kapitel. Selbst im vom Verfasser zu Recht als chaotisch, improvisiert und unorganisiert beschriebenen Ustaša-Staat vermag er so die Entwicklung von Propaganda, von „Schönheitsidealen“ in den Bildenden Künsten, um hier nur zwei Beispiele zu erwähnen, als von ‚oben‘ nach ‚unten‘ gerichtet zu beschreiben. Es gelingt an diesen Stellen, die Entwicklung und den Verlauf von Diskursen genauer zu analysieren.

Der Autor unterscheidet zwischen der stark rassistisch geprägten Staatsideologie und der Kulturpolitik, genauer der kulturellen Politik. Während erstere unverändert geblieben sei, habe die Zweitgenannte sich nach radikalen Verlautbarungen der frühen Aufbauzeit des NDH in verschiedenen Themenfeldern eher Tönen zugewandt, die dazu dienten, unzufriedene Gruppen in der Diktatur, in der Kriegsgesellschaft zu pazifizieren. Zu Recht weist Yeomans darauf hin, dass er das Milieu der katholischen Kirche zu wenig berücksichtigt habe. Er dekliniert in einer klug gewählten Gliederung seine These an verschiedenen, sich zum Teil personell überlagernden Gruppen durch, für die jedoch, anders als etwa für ‚die‘ Bauern oder ‚die‘ Industriearbeiter, genügend Quellen zur Verfügung stehen.

Beginnend mit Studenten, wendet er sich fortfolgend den Jugendlichen zu. Außerordentlich differenziert fällt sein sich anschließendes Kapitel über die Konstruktionen von Weiblichkeit und Männlichkeit im NDH aus. Es folgen Ausführungen zur Konstruktion eines anti-bourgeois gehaltenen „nationa-

len Sozialismus“, mit dem Bauern und Arbeiter für die Sache des NDH gewonnen werden sollten. In der Verbindung von rassistischem Antisemitismus und Serbenfeindschaft („die reichen Juden und Serben“), dies belegt Yeomans eindrücklich, zeigt sich die „proteische Natur“ (Sander L. Gilman) von Stereotypen deutlich. Ob Sport, Stadtplanung, Militäralltagskultur, Kino, Literatur und Zensur, „Reinigung“ der kroatischen Sprache oder Belletristik: Yeomans vermag in allen diesen Themenfeldern analytische Beiträge zu liefern. Abschließend widmet er sich christlichen Denkfiguren wie etwa dem Martyrium, der Reinigung u. ä. in den Konstruktionen der „nationalen Revolution“ durch die Ustaša-Bewegung. Hier hätte man sich auch Quellen aus der Perspektive kroatischer Geistlicher gewünscht. – Zudem: Trotz eines kurzen Hinweises auf die absurden ‚rassischen‘ Konstruktionen von Moslems hätte deren Perspektive, wie auch vielleicht die von Roma und deutscher Minderheit, ein wenig mehr ins Licht gerückt werden können.

Was Yeomans geleistet hat, ist jedoch so oder so immens. Im Rückgriff auf die geistigen Strömungen der Zwischenkriegszeit im jugoslawischen Raum und außerhalb bietet er eine Ideen-Sozialgeschichte des NDH, die ohne politik- oder wirtschaftsgeschichtliche Vorgängerstudien zum NDH von Autoren wie Holm Sundhaussen oder Fikreta Jelić-Butić, um nur zwei zu nennen, nicht möglich gewesen wäre, über deren Werke aber eben auch ganz erheblich hinaus weist. Yeomans Arbeit ist ein ebenso zentraler wie wertvoller Beitrag zur Erforschung des NDH und ohne wenn und aber gelungen. Seine Ergebnisse bieten vielfältige Möglichkeiten zu Vergleichen im europäischen Kontext. Eine Lektüre dieser Arbeit sei ganz unbedingt empfohlen.

Christian Schölzel, Berlin

Die Habsburgermonarchie 1848–1918. Band IX: Die Habsburgermonarchie und der Erste Weltkrieg. 2. Teilband: Weltkriegsstatistik Österreich-Ungarn 1914–1918. Hrsg. vom Institut für Neuzeit- und Zeitgeschichtsforschung, Forschungsbereich „Geschichte der Habsburgermonarchie“. Bearbeitet von Helmut Rumpler / Anatol Schmied-Kowarzik. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2014. 425 S., 8 Ktn., zahlr. Tab. = ISBN: 978-3-7001-7531-5.

Der großformatige, mehr als 400 Seiten zählende

Band ist in der seit Jahrzehnten geschätzten, monumentalen Reihe der Österreichischen Akademie der Wissenschaften *Die Habsburgermonarchie 1848–1918* erschienen, die von Adam Wandruszka gegründet wurde und seit 1973 unter der Herausgeberschaft von Helmut Rumpler erscheint. Jeder der Bände, von denen manche in zwei Teilen erschienen sind, wurde einem Aspekt der Geschichte der Habsburgermonarchie gewidmet, so u. a. der wirtschaftlichen Entwicklung, den Nationalitäten der Monarchie, der Verwaltung und Innenpolitik, dem Militärwesen, den internationalen Beziehungen. Der elfte Band ist der Habsburgermonarchie im Ersten Weltkrieg gewid-

met, was in Bezug auf die Konzeption der vorherigen Bände gewissermaßen inkonsequent erscheint, jedoch der „eschatologischen“ Logik dieses Krieges für Österreich-Ungarn Rechnung trägt.

In seinem Vorwort weist HELMUT RUMPLER darauf hin, dass die statistischen Angaben ursprünglich als Anhang zum Band XI *Die Habsburgermonarchie und der Erste Weltkrieg* geplant waren, aber im Laufe der Vorbereitungen so sehr an Umfang und Gewicht gewonnen hätten, dass daraus ein eigener Teilband entstanden sei. Notwendig wurde dies auch, weil sich die bisher veröffentlichten statistischen Angaben über den Ersten Weltkrieg als sehr unvollständig und zudem häufig als widersprüchlich erwiesen haben. Der Mitautor ANATOL SCHMIED-KOWARZIK erklärt in einer umfangreichen, quellenkundlichen Einleitung die Entstehung der verschiedenen statistischen Datenbestände zur Zeit des Krieges, die meistens getrennt für Österreich, Ungarn und Bosnien-Herzegowina gesammelt und erfasst wurden, sowie ihre mit der Zeit sinkende Qualität und Aussagekraft.

Nach dem Ersten Weltkrieg unternahmen zwar die statistischen Ämter in Österreich und in Ungarn Versuche, die Kriegsjahre zu erfassen und die erworbenen Datensätze zu publizieren, allerdings taten sie das unter sehr unterschiedlichen Voraussetzungen. In der Republik Österreich wurden zwar relativ viele Weltkriegsstatistiken vorbereitet, allerdings bezogen sie sich nur auf das Land innerhalb der neuen Grenzen, wodurch so gut wie keine Angaben zu den ehemaligen cisleithanischen Gebieten, die außerhalb der Grenzen der Republik Österreich lagen, berücksichtigt wurden. Nur in der Tschechoslowakei wurden noch einige statistische Materialien über die Länder der Wenzelskrone herausgegeben. In Ungarn veröffentlichte man nach dem Krieg zwar relativ wenige Statistiken zum Ersten Weltkrieg, diese betrafen dann dennoch das gesamte Gebiet des Königreichs Ungarn in den alten Grenzen. Aufgrund dieser Umstände hat es bis jetzt keine zusammenhängenden statistischen Daten zu Österreich-Ungarn während des Weltkrieges gegeben. Diese Lücke wurde durch den vorliegenden Band weitgehend ausgefüllt.

Das statistische Material ist sehr umfangreich und besteht aus insgesamt 77 Tabellen auf 340 Seiten in einem Albumformat (B4). Darüber hinaus gibt es ein mehrseitiges Verzeichnis des Führungspersonals der Monarchie in den Jahren 1914/1915, eine 28-seitige synchronische Zeittafel der politischen und militärischen Ereignisse während des Krieges, acht Karten sowie ein Quellen- und Literaturverzeichnis. Die Tabellen sind in sechs thematische Kapitel gegliedert:

Bevölkerungsbewegung und Sanitätsverhältnisse; die k. u. k. Armee; Kriegstote; militärische Krankenversorgung; Versorgungslage und landwirtschaftliche Produktion; Kriegswirtschaft; Kriegsfinanzierung. Bei dem thematischen Profil der im Band publizierten Statistiken sticht eine klare Dominanz der demographischen, sozialen und wirtschaftlichen Aspekte der Geschichte Österreich-Ungarns von 1914 bis 1918 hervor. So befinden sich hier ausführliche Statistiken u.a. zu der natürlichen Bevölkerungsbewegung, zu Säuglingssterblichkeit und Seuchen- und Krankenversorgung, zur Zahl der Kriegsflüchtlinge. Sehr umfangreich sind naturgemäß die Statistiken, die die Verluste der k. u. k. Armee beschreiben und in denen u. a. die Zahl der Toten nach Kriegsjahren und -monaten, nach Jahrgängen, Waffengattung, Nationalität und geografischer Zugehörigkeit angegeben werden. Darüber hinaus befinden sich hier Informationen über Kriegsseuchen in der Armee, über Verwundete, Rekonvaleszenten und Invalide.

In den Kapitel zu Kriegswirtschaft und Versorgung finden sich Statistiken über die landwirtschaftliche Produktion, Ernteerträge, den Lebensmittel- und Brennstoffverbrauch, die Preisentwicklung im Alltag, die Produktion der wichtigsten Industriezweige, über Arbeitsunfälle und Streiks, die Leistungen des Transportwesens und den Außenhandel. Auch die Fragen der Finanzierung des Staatshaushaltes, der Kriegsanleihen und der Staatsschulden werden im Band ausführlich behandelt.

Dieses statistische Material wird sicherlich bei vielen Historikern, Sozial- und Wirtschaftshistorikern sowie Regionalforschern auf ein breites Interesse stoßen, weil zahlreiche Tabellen die Unterteilung der Daten nach Kronländern, Komitaten und Landkreisen berücksichtigen. Für diesen breiten Kreis der Historiker, die sich mit dem Gebiet der ehemaligen Habsburgermonarchie befassen, bedeutet dies eine hervorragende Unterstützung. Allerdings kommen die Interessen einer Gruppe von Historikern bei diesem Profil des Bandes zu kurz, nämlich die der Militärhistoriker, was bei einem Buch über den Ersten Weltkrieg etwas verwundert. Der Teil des statistischen Materials, der direkt der Beschreibung der österreichisch-ungarischen Streitkräfte im Krieg gewidmet ist (*Die k. u. k. Armee*) umfasst 18 Seiten; dagegen erstrecken sich die Angaben zu den Kriegstoten und zur militärischen Krankenversorgung über mehr als 40 Seiten. Die Tabellen im Kapitel über die k. u. k. Armee beschränken sich auf die allgemeinen Ergebnisse der Mannschaftsmobilisierung, die Musterungen zum Landsturm, die nationale und sprachliche Struktur der Mannschaften, das Offizierskorps

und den Truppenkörper des gemeinsamen Heeres (und dies nur im Jahre 1911). Auffallend und nicht einfach zu erklären ist, dass sich die Angaben zum Führungspersonal auf die Periode 1914/1915 beziehen, die späteren Kriegsjahre dagegen unbeachtet bleiben. Der Eindruck, dass die letzten Kriegsjahre recht stiefmütterlich behandelt wurden, verstärkt sich in der Tabelle Nr. 17, die die *Ein-, zwei- und mehrsprachigen Truppenkörper des gemeinsamen Heeres 1911* (S. 157) beschreibt. In dem Standardwerk der österreichischen Geschichtsschreibung von Richard G. Plaschka, Horst Haselsteiner und Arnold Suppan, das 1974 in Wien unter dem Titel *Innere Front. Militärassistenten, Widerstand und Umsturz in der Donaumonarchie 1918* erschien, befindet sich im Anhang eine mehrseitige statistische Aufstellung über *Die nationale Zusammensetzung der k. u. k. Armee (Infanterie und Kavallerieeinheiten) im Mai 1918* (2. Band, S. 335–352), die einen hervorragenden Vergleich mit dem Jahr 1911 ermöglicht hätte, aber in dem vorliegenden statistischen Band erstaunlicherweise nicht berücksichtigt wurde.

Es gibt eine ganze Reihe militärhistorischer Probleme, die statistisch erfasst werden könnten. Dazu zählen z. B. die quantitativen Aspekte der Bewaffnung der Armee während des Krieges, die illustrieren würden, wie sich die „Kriegskunst“ im Laufe des Krieges veränderte und wie sich die wirtschaftliche Lage der Monarchie auf die Leistungsstärke der Armee auswirkte. Von größter Bedeutung für das Gesamtbild der Armee im Krieg wären Statistiken, die die Iststärke der Truppenkörper oder auch eine Gegenüberstellung von Verlusten und Ergänzungen der Mannschaft in den einzelnen Einheiten während der Kriegsjahre darstellen würden. Auch die gravierenden Veränderungen im Offizierskorps während des Krieges könnte man durch die sich verändernden Zahlenverhältnisse der Reserveoffiziere zu den Berufsoffizieren sowie durch Angaben zum „Ausstoß“ an Absolventen der verschiedenen Offiziersschulen illustrieren.

Sehr vielsagend wären auch Statistiken über Fahnenflucht sowie militärische Gerichtsstatistiken über Urteile wegen Hochverrats und ähnlicher Verbrechen. Einiges zur Vorstellung über die Moral der Truppen würde eine Statistik über verliehene Orden und Auszeichnungen beitragen. Auch die statistische Erfassung der habsburgischen Untertanen in fremder Kriegsgefangenschaft sowie der „fremden“ Kriegsgefangenen in Österreich-Ungarn würden das Bild des Weltkrieges bereichern. Statistisch erfassbar wären auch die Leistungen der Kriegsmarine und der Luftwaffe. Die Liste der wünschenswerten Statistiken ließe sich ohne Probleme fortsetzen, auch wenn Angaben weder für sämtliche in Frage kommenden organisatorischen Einheiten noch für die gesamte Kriegszeit verfügbar sind. Immerhin wäre es sinnvoll gewesen, zumindest Stichproben z. B. für einzelne Truppenkörper und Zeitabschnitte zu erstellen. Die Gründe, warum die Verfasser des Bandes auf diese Aspekte der Weltkriegsstatistik verzichtet haben, sind nicht ganz klar. Vielleicht fühlten sich die Herausgeber von dieser Aufgabe befreit, weil sich die militärgeschichtliche Forschung nach wie vor auf die zwischen 1931 bis 1938 erschienene, mehrbändige Edition *Österreich-Ungarns letzter Krieg, 1914–1918* stützen kann. Ein Teil der Tabellen und Karten in dem zu besprechenden Band stammt auch aus diesem Werk.

Es stellt sich aber die Frage, ob nach mehr als sieben Jahrzehnten, in denen zahlreiche neue Studien zu verschiedenen Teilaspekten der Geschichte der Habsburgermonarchie im Ersten Weltkrieg erschienen sind, es nicht an der Zeit wäre, den Lesern einen neuen Satz militärgeschichtlicher Statistiken zur Verfügung zu stellen. Auch wenn der vorliegende Statistikband diesen Wunsch nicht erfüllt, sondern einen eher sozialen und wirtschaftlichen Schwerpunkt hat, bietet er dennoch eine hervorragende Ergänzung zur österreichischen Geschichtsschreibung über den Ersten Weltkrieg.

Jan Rydel, Kraków

OLGA ALEKSEEVA / HANS-GEORG HEINRICH: *Ethnic Minorities of Central and Eastern Europe in the Internet Space. A Computer-Assisted Content Analysis.* Frankfurt a.M., Bern, Bruxelles [usw.]: Lang, 2013. 165 S., Tab., zahlr. Graph. ISBN: 978-3-631-62847-8.

Die vorliegende Studie ist zwischen 2008 und 2011 entstanden als Teil eines EU-finanzierten Forschungsprojekts zum Zusammenspiel europäischer,

nationaler und regionaler Identitäten entlang der neuen EU-Ostgrenze. Die Verfasser setzen sich das Ziel, mit einer Inhaltsanalyse der Internetressourcen von 12 Minderheiten in sieben Ländern die jeweilige Konstruktion von Identität zu erforschen.

Im Einzelnen untersuchen Alekseeva und Heinrich Internetressourcen der Russen in Lettland und Litauen, der Weißrussen in Litauen und Polen, der Ukrainer in Polen und Ungarn, der Polen in Litauen, Weißrussland und der Ukraine, der Ungarn in der

Slowakei und der Ukraine sowie der Slowaken in Ungarn. Erhoben wurden zu diesem Zweck für den Zeitraum von 2005 bis 2010, vereinzelt auch für frühere Jahre, Beiträge aus Online-Zeitschriften, Nachrichtenportalen, Internetpräsenzen von Jugendorganisationen, religiösen, politischen und kulturellen Vereinigungen, ferner in Blogs und Foren sowie auf persönlichen Homepages. Die Größe der analysierten Stichprobe umfasst 340 Textfragmente, die in den Internetressourcen der Minderheiten durch Stichwortsuche aufgefunden wurden, wenn eine solche Suchfunktion vorgesehen war, ansonsten mit Hilfe weniger verlässlicher Verfahren.

In einem ersten Analyseschritt legten die Autoren Basis-Informationen über die ausgewerteten Textfragmente (sowie auch die Quellen) in einem Kategoriensystem ab, das mit der Software „Simstat“ erstellt wurde. Zweiter Schritt war die Arbeit mit „Wordstat“-Kategorien; diese wurden, dem Paradigma der „grounded theory“ folgend, während der hermeneutischen Dateninterpretation verifiziert und gegebenenfalls verändert.

Der Ergebnisteil beginnt mit den ermittelten Anteilen für die Simstat-Kategorien „Intention“, „Ideologie“, „Stil“ und „Emotionalität“ der Textfragmente (S. 57–65). Auf eine inhaltliche Interpretation der Resultate wird weitgehend verzichtet. Deutlich umfangreicher fallen die Ausführungen zu den Wordstat-Kategorien aus (S. 65–92), die im Einzelnen lauten: „Nationalbewusstsein und Mutternation“ (S. 65–71), „kulturelle Attribute von Identität“ (S. 71–76), „ethnische Rechte und Verhältnis zum Gastgeberland“ (S. 77–79), „Nationalismus und ethnische Konflikte“ (S. 79–81), „Zivilgesellschaft“ (S. 81–86) und „europäische Perspektive“ (S. 87–90). Arbeitshypothese der Untersuchung ist, dass sich in den Textfragmenten eine klare Dichotomie zwischen konservativ-autoritärer und progressiv-demokratischer politischer Kultur beobachten lässt, die auf der einen Seite Kodierungen wie Patriotismus, Tradition und Erhalt des Nationalbewusstseins umfasst, auf der anderen Seite etwa zivilgesellschaftliche Aktivität, eine proeuropäische Gesinnung und Multikulturalismus. Letztlich verbinden sich den Verfas-

sern zufolge aber Wertvorstellungen aus beiden Bereichen; mithin seien die Minderheiten an den neuen EU-Ostgrenzen kritische, aber loyale Bürger ihres jeweiligen Staates (S. 95).

Zwei Mängel des Ergebnisteils sind zu benennen: Zum einen wird die zum Teil fragliche Abgrenzbarkeit der Erhebungskategorien nicht ausreichend problematisiert; zum anderen fehlt eine Diskussion darüber, dass Begriffe wie „Multikulturalismus“ und „Zivilgesellschaft“ je nach politischer Kultur des jeweiligen Landes ganz unterschiedlich verstanden werden können.

Der dritte und letzte Teil der Studie betrachtet die jeweiligen Minderheiten separat und unterfüttert die statistischen Auswertungen mit einigen Zitaten aus den untersuchten Internetressourcen (S. 97–148). Zu den aufschlussreichen Befunden gehört hier, dass die ungarischen Minderheiten zumindest in der Slowakei und der Ukraine offenbar keineswegs den nationalistischen Kurs der Orban-Regierung stützen, sondern überwiegend proeuropäische Positionen vertreten. Die Web-Portale der Weißrussen in Litauen wiederum sind in Anhänger und Gegner des Lukašenka-Regimes gespalten; hinsichtlich der Weißrussen in Polen wäre es interessant gewesen zu erfahren, welche Rolle heute noch der in den neunziger Jahren schwelende Konflikt zwischen Minderheitenvertretern aus dem postkommunistischen Lager einerseits und aus dem Post-Solidarność-Milieu andererseits spielt.

Diese Frage wie auch andere Fragen, die sich in Bezug auf die untersuchten Minderheiten immer wieder stellen, beantwortet die Studie nicht. Aufgrund ihres quantitativ-inhaltsanalytischen, sieben Länder und 12 Minderheiten umfassenden Forschungsdesigns kann sie dies auch gar nicht leisten. Aus Sicht des Rezensenten wäre die Relevanz der Ergebnisse jedoch erhöht worden, hätten sich die Verfasser auf wenige, politisch-historisch eng verflochtene Minderheiten beschränkt und die Inhaltsanalyse durch diskursanalytische Vertiefungen ergänzt.

Mark Brüggemann, Oldenburg